



Schwarzlicht

Roman

von

Christian Knieps

© Alle Rechte beim Autor

Feedback ist erwünscht - als Rezension oder per Mail an
christian@christianknieps.net

Schwarzlicht

Thomas war wie jeden Morgen nur schwer aus dem Bett gekommen. Er wühlte sich im Bett mehrfach von der einen auf die andere Seite, stellte den Wecker um einige Minuten nach vorne und überhörte gekonnt das Rufen seiner Mutter, die verlangte, dass er sich doch endlich ins Bad begeben, um anschließend noch ein kurzes Frühstück zu sich zu nehmen. Auch wenn es der letzte Tag vor den Ferien war, Zeugnisse ausgeteilt wurden und die Lehrer sich irgendwelche langweiligen Spiele ausdachten, um die Zeit bis zur Ausgabe der Zeugnisse in der letzten Stunde totzuschlagen, sollte Thomas dennoch nicht zu spät zur Schule kommen. Der Langschläfer hatte jedoch keine Lust, wollte viel lieber ausschlafen und den Schlaf nachholen, der ihm in den letzten Tagen gefehlt hatte.

Bis in die frühen Morgenstunden der lauen Sommernächte hatte er bei seinen Freunden gesessen und mit ihnen gemeinsam geträumt. Was sie später einmal machen würden, wie ihr Leben in einigen Jahren aussehen könnte und wie es sich verändern würde, wenn sie in einem knappen Jahr das Abitur in der Tasche hätten. An einem dieser Abende ließ Ejder einmal das Wort „Freischwimmen“ fallen, was dann zu dem Wort der Drei wurde, das beschrieb, wie sie sich fühlten. Freischwimmen von den Eltern, Freischwimmen von dem starren Schulsystem, Freischwimmen von den engen Grenzen, obwohl sie überhaupt nicht wussten, in welche Richtung sie schwimmen sollten.

Während Ejders und Patricks Eltern in ihrer Jugend recht brav gewesen waren, schienen Thomas' Eltern in ihrer Jugend keine unbeschriebenen Blätter gewesen zu sein. Umso mehr wussten sie, was ihr Sohn im Moment durchmachte, akzeptierten, wenn er sich eigene Freiräume schaffen wollte, und ignorierten gekonnt, wenn er jede Woche seinen Lebensplan umschmiss, um sich in eine völlig andere Richtung zu orientieren. Das einzige, worauf sie achteten, war, dass Thomas keinen allzu tiefen Absturz erlebte, ohne ihn dabei vor jeder kleinen Untiefe zu warnen, damit er seine eigenen Erfahrungen machen konnte.

Aber trotz oder genau wegen dieser Freiheiten blieb Thomas' Mutter an diesem Morgen hartnäckig, bis sie vernahm, dass ihr Sohn endlich ins Bad ging. Als Thomas in den Spiegel sah, entdeckte er in seinem Gesicht die Spuren der letzten Tage und halb durchgemachten Nächte. Seine Augen und seine Haut waren an diesem Morgen müde und ohne Farbe, eingefallen und ohne wirkliche Lebenskraft. Selbst das Wasser, das er sich ins Gesicht spritzte, half nur wenig, sodass er sich schnell die Zähne putzte und das Elend nicht weiter im Spiegel betrachtete.

Da er im Halbschlaf seine Gedanken schweifen ließ, wanderten sie zurück zu der Frage, was er nach seinem Abitur mit seinem Leben anfangen wollte. Studieren oder erst einmal arbeiten gehen und Geld verdienen, eine Ausbildung? – es gab viele Möglichkeiten, die er wahrnehmen konnte,

auch wenn seine Eltern ganz eindeutig für ein Studium warben. Und obwohl Thomas in seinem Innern nicht wahrhaben wollte, dass seine Eltern wahrscheinlich recht hatten, ahnte er dennoch, dass ein Studium ihm die besten Möglichkeiten für sein weiteres Leben eröffnete.

Als er im Badezimmer fertig war, ging er zurück in sein Zimmer, zog sich schnell an, ließ in der Küche das Frühstück links liegen, gab seiner Mutter einen Kuss auf die Wange und war noch rechtzeitig aus dem Haus, um kurz vor knapp zur ersten Stunde in der Schule zu sein. Bevor sie in der vierten Stunde die Zeugnisse erhielten, mussten er und seine Klassenkameraden jedoch noch drei Unterrichtsstunden ertragen. In den ersten zwei Stunden zeigten die meisten Lehrer wenig interessante Lehrvideos von vor zwanzig Jahren, und in der dritten Stunde des Tages ließen sie die Schüler einige nervtötende Spiele machen; Spiele, die die Schüler bereits das gefühlte hundertste Jahr hintereinander an immer demselben Tag vor den Ferien spielten.

Während die meisten Schüler geistig abgeschaltet hatten und den letzten Schultag einfach nur ertrugen, weil er den Beginn der Sommerferien einläutete, saßen Patrick, Ejder und Thomas in der letzten Reihe und steckten ihre Köpfe zusammen. Viele Sachen hatten sie bereits zusammen für die bevorstehende Reise, doch einiges stand noch auf ihrer Liste der notwendigen Erledigungen. So musste Ejder den Reisepass abholen, während Thomas noch die letzte vorgeschriebene Impfung benötigte. Dazu studierten sie einige Karten, obwohl sie die geplante Reiseroute bereits auswendig kannten, und machten sich erneut Gedanken, ob der eingeplante Proviant für den Marsch ausreichend war.

Thomas' Vorfreude kannte keine Grenzen. Mit seinen besten Kumpels Patrick und Ejder zum Himalaya, in den fernen Osten, wandern und entdecken – frei sein, leben und erleben! Freischwimmen! Wie und wann diese Idee geboren worden war, wussten weder Thomas noch seine beiden Freunde so genau, denn dieser Traum des Wanderns am Fuße des höchsten Gebirges der Welt schien schon alt, scheinbar viel älter als die Freunde tatsächlich waren. Es schien, als ob ferne Urväter ihnen zu dieser Reise geraten hätten, und alle drei waren sich sicher, dass dies ein Abenteuer werden würde, das sie verändern und das sie niemals in ihrem Leben vergessen würden. Doch dieser letzte Schultag des Schuljahres musste noch durchgestanden werden, und indem die drei tuschelnd über Wanderrouten inmitten des Himalayas saßen, wurde überraschend und entgegen der ungeschriebenen Regel kein altbackenes Bildungsvideo in der ersten Stunde gezeigt. Ein junger Vertretungslehrer referierte darüber, welche Möglichkeiten sich den Schülern nach dem Abitur boten, und obwohl dieser Versuch im Grunde besser war, als sich alte, uninteressante Videos anzuschauen, hörte dem jungen Lehrer niemand in der Klasse so richtig zu. Dennoch redete er einfach immer weiter und schien sich nicht daran zu stören, dass ihm kaum jemand seine volle Aufmerksamkeit schenkte.

Thomas, Patrick und Ejder hatten derweil andere Sorgen. Sie befürchteten, dass sie sich vielleicht einen zu strammen Marschplan ausgesucht hatten, denn sie wollten jeden Tag ein gewaltiges Stück marschieren, um den Spagat zu schaffen, alles Mögliche zu sehen und trotzdem rechtzeitig am Abflugplatz ihrer Rückflugmaschine zu sein. Ejder schlug seit einer Woche vor, dass sie nicht ganz so viel marschieren sollten, um mehr von der atemberaubenden Schönheit der Natur sehen zu können, doch die beiden anderen wollten unbedingt gewisse Wegpunkte auf ihrer Wanderung erreichen, von denen es hieß, dass es magische Orte seien. Außerdem stach immer wieder das Argument der beiden, dass man vielleicht nie wieder an diesen Ort der Welt käme, sodass man alles mitnehmen und erfahren sollte, was ginge. Schlafen und Ausruhen konnte man auch noch auf dem Rückflug und in den letzten beiden Wochen der Sommerferien.

Während sich die beiden ersten Stunden für die meisten Schüler wie Kaugummi hinzogen, vergingen sie für Ejder, Thomas und Patrick wie im Flug, und als der Stammkursleiter zur dritten Stunde den Vertretungslehrer ablöste und die Klasse übernahm, ließ er zunächst einige der altbekannten Spiele spielen, um mit dem Beginn der vierten Stunde die Zeugnisausgabe einzuleiten. Der Lehrer drückte jedem das Zeugnis in die Hand und sprach ein paar Worte zu der Schülerin oder dem Schüler, oft beglückwünschend, zuweilen aber auch mit kritischem Unterton oder gar warnend. Danach sah er mit Wohlwollen, wie die üblichen Diskussionen innerhalb des Klassenraums begannen, welche Note man von welchem Lehrer erhalten hatte, ehe die allgemeine Stimmung dahin tendierte, das Schuljahr offiziell zu beenden und endlich nach Hause und damit in die letzten Sommerferien zu gehen. Der Lehrer hatte ebenfalls nichts mehr, was er sagen wollte, wünschte allen eine schöne Ferienzeit, rief Ejder, Thomas und Patrick zu sich, gab ihnen noch einige wohlgemeinte Tipps mit auf den Weg und freute sich für die drei Jungs, dass sie eine derart interessante, aber auch herausfordernde Reise am anderen Ende der Welt auf sich nahmen.

Alle verabschiedeten sich untereinander, wünschten sich schöne Ferien und einige aus der Klasse gingen noch zusammen ein Eis essen, doch die drei Freunde gingen zu Ejder, wo sie weiteres Kartenmaterial im Internet sichten wollten. Am Abend wollte sich dann die Jahrgangsstufe in einer kleinen Diskothek, die vom Vater eines ihrer Klassenkameraden betrieben wurde, wiedertreffen, um das Schuljahr endgültig zu verabschieden.

Thomas und Patrick fuhren mit Ejder, der bereits über einen Führerschein verfügte, nach Hause, aßen mit Ejders Mutter und seinen beiden kleinen Geschwistern zu Mittag und vergruben sich anschließend in seinem Zimmer, wo ein Chaos sondergleichen herrschte. Ejder genoss die großzügigen Freiheiten, die ihm seine Eltern ließen, und hatte in seinem Zimmer seit mehr als drei Jahren weder Ordnung geschaffen noch sauber gemacht – allenfalls die Bettwäsche wechselte er ab und an, aber auch nur, wenn diese wieder zu sehr zu stinken begann.

Die drei waren so sehr in die Karten und die Planung der Reise vertieft, dass sie kaum merkten, wie der Tag vorbeizog. Erst als Ejders Vater die drei Jungs zum gemeinsamen Abendessen rief, wurde ihnen klar, wie lange sie studiert, diskutiert, Einzelheiten beschlossen und wieder verworfen hatten. Am Esstisch gingen die Diskussionen weiter, in die nun auch der Vater einstieg, der von den drei Jungs wissen wollte, ob sie sich denn inzwischen auf eine Reiseroute geeinigt hätten.

Nach dem Essen wurden auf dem Tisch die Karten ausgebreitet, und die drei erklärten Ejders Eltern, was sie nun endgültig vorhatten. Auch hier verloren die drei den Blick auf die Uhr, doch Ejders Mutter wusste, dass die Freunde am Abend noch in die Diskothek wollten. Als sie darauf hinwies, dass es schon spät sei, sprangen Thomas und Patrick auf, da sie noch nach Hause mussten, um sich zu duschen und umzuziehen. Eine knappe Stunde später trafen sich die drei dann erneut bei Ejder, dessen Vater versprochen hatte, die drei zur Diskothek zu fahren. Alle bedankten sich fürs Fahren, als sie aus dem Auto stiegen, und traten in die Diskothek, die bereits gut gefüllt war. Nicht alle, die auf der Party waren, kamen aus der Jahrgangsstufe, denn einige hatten ihre Freundin oder ihren Freund mitgebracht, andere einen Kumpel oder ältere Geschwister. Während Thomas und Patrick auf direktem Weg zur Bar gingen, blieb Ejder bei einem alten Jugendfreund stehen, der letztes Jahr von der Schule abgegangen war.

Patrick und Thomas bestellten sich ein Bier und suchten mit ihren Blicken den Saal ab, wer alles da war und wer sich nicht blicken ließ. Mitten im Gedränge entdeckte Patrick eine seiner Ex-Freundinnen, sagte Thomas, dass er kurz mit ihr reden wolle, und verschwand im Dunkeln. Thomas blieb angelehnt am Tresen stehen, trank sein Bier und war nicht unglücklich, dass er mal für einen Moment mit keinem reden musste. Er beobachtete die Anwesenden, wie sie gegen die laute Musik anschrien, deren Lautstärke durch die niedrigen Decken noch verstärkt wurde. Dabei sah er den wild Tanzenden zu und entdeckte jene, die immer am Rand standen, da sie sich in einer Diskothek sichtlich unwohl fühlten und auch bald klammheimlich aus dem Staub machen würden. Das eine Lied endete und ehe das neue begann, entstand eine kleine Pause, in der der Lärm der lauten Gespräche zu Thomas drang, und kaum, dass er sich versah, wurden die Leuchtstrahler an der Decke angeschaltet. Das nächste Lied begann, das die ganze Diskothek zu einer einzigen großen Tanzfläche zu verwandeln schien.

Thomas blieb hingegen an der Bar stehen, da er keine Lust zum Tanzen verspürte, nippte ab und an am Bier, ehe Ejder ihn dort entdeckte. Er bestellte für ihn und seinen Freund ein weiteres Bier und erzählte Thomas, was er bisher erfahren hatte. Doch plötzlich hielt Ejder in seiner Erzählung inne, da sie sahen, wie die Kleidungsstücke einiger Jugendlicher zu leuchten begannen, und für beide war klar, dass nun die Schwarzlichtstrahler angeschaltet worden waren. Sie hatten das schon bei einem früheren Besuch mitbekommen und fanden es immer wieder spannend zu sehen, wer

im Dunkeln leuchtete und wer nicht. Indem Ejder seine Erzählung wieder aufnahm, merkten die beiden nicht, wie Patrick aufgeregt auf sie zukam.

»Leute! Ich muss mit euch reden!«, sagte er nervös, doch Thomas bedeutete ihm, dass er Ejders Erzählung erst zu Ende hören wollte. »Das ist superwichtig! Das kann nicht warten!«, schrie Patrick daraufhin gegen die ohrenbetäubende Musik an, sodass Ejder einhielt und Patrick mit seinem Blick aufforderte, endlich das zu sagen, was ihm auf den Lippen lag. »Hier nicht! Draußen!«, rief dieser den beiden entgegen, und obwohl Ejder und Thomas ein wenig verständnislos auf diese Aufforderung reagierten, folgten sie ihrem Freund durch die Menge der Tanzenden nach draußen. Als die drei nach draußen kamen, ging Patrick mit schnellem Schritt weg vom Eingang, sodass Ejder und Thomas ihm folgen mussten. Ejder und Thomas dachten, dass ihnen Patrick etwas Neues über eine Ex-Freundin erzählen wollte, doch als sie ihrem Freund in die Augen sahen, ahnten sie, dass es etwas anderes sein musste.

»Was ist denn los, Patrick?«, fragte Ejder. »Du siehst aus, als wärst du dem Tod persönlich begegnet!«

»Ich kann es kaum beschreiben!«, fing Patrick an und schien mit jedem Wort zu kämpfen. »Habt ihr mal auf die Augen der anderen geachtet?«

»Nein?!«, meinte Thomas überrascht. »Warum sollte ich auch? Was ist denn mit den Augen?«

»Ich weiß nicht, ich meine, ich kann es kaum beschreiben, denn ich...«, begann Patrick, ehe er keine weiteren Worte fand.

»Beruhige dich!«, sagte Ejder. »Was ist denn an den Augen der anderen so schlimm? Meine Güte, du zitterst ja am ganzen Körper! Was ist mit dir los?«

»Sie sind schwarz!«, drang es mit einem Mal aus Patrick hervor.

»Was meinst du damit, dass sie schwarz sind? Es ist dunkel in der Disko und...«

»Nein, das meine ich nicht! Ich habe keine Ahnung! Bevor die Schwarzlichtstrahler angestellt wurden, war noch alles in Ordnung. Mit den Augen, meine ich! Aber jetzt...«

»Was ist jetzt? Sie sind schwarz, na und? Es ist dunkel da drin!«, meinte Thomas, der noch immer nicht den Zusammenhang zu verstehen vermochte.

»Seht ihr meine Augen?«, fragte Patrick etwas ungehalten, und die beiden anderen wussten nicht, wie sie auf diese Frage reagieren sollten. »Seht ihr meine Augen?«

»Ja, schon! Aber was...?«

»Die Iris ist weiß, oder?!«, sagte Patrick kurz und knapp.

»Das ist so bei Augen!«, meinte Ejder, dem aber so langsam aufging, was Patrick meinen könnte.

»Was soll das, Patrick?«, fragte auch Thomas. »Natürlich ist dein Auge an den Rändern weiß!«

»Bei den anderen ist das aber nicht so!«

Beide, Thomas und Ejder, wussten in diesem Moment nicht, was sie darauf antworten sollten, und schwiegen. Es brauchte eine Weile, ehe Ejder fähig war, eine weitere Frage zu stellen.

»Du willst also sagen, dass die Augen der anderen in der Disco nicht weiß umrandet sind? Dass sie keine weiße Iris haben?«

Patrick gab seine Antwort mit einem entsetzten Blick und einem kaum wahrzunehmenden Nicken.

»Das meinst du doch nicht ernst?«

»Doch!«, wehrte sich Patrick. »Die Augen sind komplett schwarz, wenn sie von den Schwarzlichtstrahlern angeleuchtet werden.«

»Normalerweise ist es doch genau andersherum!«, meinte Ejder. »Das Weiß der Iris hebt sich dann deutlich stärker ab und leuchtet sogar ein bisschen!«

»Das weiß ich doch!«, gab Patrick etwas genervt zurück. »Aber heute ist es anders! Es scheint, als ob alle Anwesenden irgendwelche Kontaktlinsen tragen, die ihre Augen schwarz werden lassen.«

»Und wie ist es, wenn die Strahler nicht in die Augen scheinen?«, wollte Ejder wissen.

»Dann verwandelt sich das Schwarz in den Augen wieder in das normale Weiß!«, antwortete Patrick, und nun war es auch an Ejder, sich Sorgen zu machen.

»Das heißt«, fasste Ejder zusammen, »dass die Augen normal weiß sind, außer es fällt das schwarze Licht der Schwarzlichtstrahler hinein – dann verwandelt sich das Weiß der Iris und wird schwarz!«

»Genau!«

»Das kann ich mir nicht vorstellen!«, meinte Ejder entschieden, denn er konnte sich nicht mal im Ansatz eine Erklärung für das Phänomen ausdenken, das ihm Patrick berichtete.

»Die einzige Möglichkeit, es herauszufinden, ist, in die Diskothek zu gehen und es uns anzuschauen!«, schlug Thomas vor, stieß sich von der Mauer ab, an die er sich gelehnt hatte, und war bereits auf dem Weg zurück.

»Warte!«, meinte Ejder, und Thomas hielt ein.

»Was denn?«

»Ich kann mir zwar nicht vorstellen, dass das so ist, wie Patrick berichtet, aber wenn, sollten wir uns sicher sein, was wir sehen – und es vor allem erst einmal keinem sagen!«

»Von mir aus! Geht klar!«, sagte Thomas.

»Na dann los!«

»Mich bringen da keine zehn Pferde mehr hinein«, sagte Patrick und stellte sich mit verschränkten Armen demonstrativ an die Mauer.

»Dann gehen wir beide rein«, deutete Ejder auf Thomas, ehe er sich zurück zu Patrick wandte. »Wir kommen gleich wieder zurück. Wartest du hier?«

»Muss ich ja wohl!«, erwiderte Patrick, und die beiden anderen spürten wie zuvor, dass in ihrem Freund irgendetwas Seltsames vorging.

Es dauerte nur wenige Minuten, ehe die beiden aus der Diskothek zurückkamen, und beiden war der Schock in den Gesichtern abzulesen.

»Du hast recht«, meinte Ejder, kaum fähig, mehr als diese wenigen Worte über die Lippen zu bringen.

»Die haben Augen, als wären sie...«, begann Thomas, brach dann aber ab.

»Aliens!«, vervollständigte Patrick und sprach damit aus, was alle im ersten Moment dachten. »Wie in den Filmen! Habt ihr gesehen, wie viele die schwarzen Augen hatten?«

»Nein!«, antwortete Ejder.

»Zumindest alle, die in das Schwarzlicht geschaut haben und denen ich in die Augen sehen konnte!«, gab Thomas zurück.

»Was dann aber auffällig ist, ist, dass niemand anders die Verfärbung der Iris bemerkt! Wir scheinen die einzigen zu sein.«

»Deine Augen waren weiß«, sagte Thomas zu Ejder.

»Deine auch. Die ganze Zeit. Ich habe sogar das Leuchten gesehen, als das Schwarzlicht in sie hineinfiel!«, gab Ejder zurück.

»Das ist auf jeden Fall mehr als merkwürdig«, meinte Thomas nach einer Weile, in der alle drei mit ihren Gedanken beschäftigt waren.

»Wir wissen jetzt, dass alle – oder zumindest die meisten – komplett schwarze Augen haben, wenn das Schwarzlicht in ihre Augen fällt!«, fasste Ejder zusammen, »und wir wissen, dass das bei uns nicht so ist. Außerdem wissen wir, dass es keinem anderen auffällt, aber auch keiner der anderen irgendeine Verhaltensauffälligkeit zeigt. Es wirkt, als wäre das normal und keiner würde sich daran stören!«

»Was machen wir jetzt?«, fragte Patrick nach weiteren Augenblicken des Schweigens.

»Ich habe keine Ahnung!«, antwortete Ejder.

»Wir müssen damit zur Polizei!«, schlug Thomas vor.

»Und was sagen wir denen? Dass wir in einer Diskothek im Schwarzlicht schwarze Augen gesehen haben? Die lachen uns aus!«, kommentierte Ejder den Vorschlag. »Ich schlage vor, dass wir erst einmal zu mir nach Hause fahren, wie wir es sowieso geplant hatten. Dann können wir im Internet nachforschen, ob es ein solches Phänomen schon mal irgendwo gegeben hat. Vielleicht gibt es eine ganz einfache Erklärung!«

»Das glaubst du doch selber nicht!«, meinte Thomas, und Ejder zuckte nur mit den Schultern.

»Ejder hat recht! Wir sollten nicht zu voreilig sein!«, pflichtete Patrick seinem Freund bei, und da Thomas sich überstimmt sah, machten sich die drei auf und suchten in der Nähe nach einer Bushaltestelle.

Als der Bus kam, setzten sie sich in eine freie Reihe im hinteren Bereich des Busses. Mit gedämpfter Stimme diskutierten sie über das Gesehene, spekulierten ins Blaue, aber es blieb dabei, dass keiner der drei auch nur ansatzweise eine Erklärung dafür hatte, was sie in der Diskothek gesehen hatten. Als sie sich ihrer Zielstation näherten, mussten sie sich eine sinnvolle Erklärung einfallen lassen, warum sie so früh nach Hause zurückkamen, und da ihnen nichts Besseres einfiel, erbot sich Thomas vor Ejders Eltern zu beteuern, dass es ihm nicht gut gehe. Auf die Frage der Eltern, ob sie Thomas' Eltern anrufen sollten, gaben die Jungs ein klares Nein zurück und gingen schnell auf Ejders Zimmer, ehe die Eltern weitere Fragen stellen konnten. Ejders Mutter brachte den drei Jungs Tee aufs Zimmer und fragte ein weiteres Mal, wie es Thomas gehe, doch dieser schwor, dass ihm nur flau im Magen sei, was er auf die Nervosität vor der großen Reise schob, die nun unmittelbar bevorstand.

In der Zwischenzeit hatte Ejder seinen Computer hochgefahren, und gemeinsam gingen sie daran, im Internet nach diesem Phänomen zu forschen. Aber die Ausbeute war ernüchternd, da die besten Treffer auf Science-Fiction-Seiten verwiesen, die beschrieben, dass Außerirdische zwangsläufig schwarze Augen haben müssten – in Ermangelung an größeren Lichtmengen in den Weiten des Weltalls.

»Das bringt uns alles nicht weiter!«, meinte Ejder nach einer Weile des Herumsuchens.

»Ich sehe das ähnlich«, pflichtete ihm Patrick bei.

»Ich frage mich«, begann Thomas, doch dann hielt er abrupt ein, sodass die beiden ihn fragend anstarrten. »Ich frage mich – wenn die schwarzen Augen nur sichtbar sind, wenn schwarzes Licht in sie hineinfällt – wie können wir uns dann am helllichten Tag davon versichern? Ich meine, draußen, außerhalb der Diskothek gibt es kein Schwarzlicht!«

»Du meinst, dass wir vielleicht eine eigene Schwarzlichtquelle haben sollten, um herauszufinden, ob einer davon betroffen ist oder nicht!«

»Richtig. Ich meine, wir wissen ja noch nicht wirklich, was das ist! Aber wenn wir uns entscheiden, das Gesehene jemandem anzuvertrauen, brauchen wir Beweise. Und wie kann man das am einfachsten beweisen?«

»Indem man einem Schwarzlicht in die Augen strahlt!«, schloss Ejder daraus und suchte bereits im Internet nach einer Schwarzlichtquelle, die man mit sich herumtragen konnte. »Hier haben wir was! Ein Schwarzlichtpointer, der für fluoreszierende Geldscheine entwickelt worden ist.«

»Los, bestellen!«, drängte Thomas und Ejder gab die Bestelldaten in die Maske ein.

»Habt ihr euch eigentlich schon mal die Frage gestellt, warum wir keine schwarzen Augen haben?«, wollte Patrick mit einem Mal wissen. »Ich meine, bisher vermuten wir das Problem bei den anderen. Ihr beide habt ja auch gesehen, dass ihr keine schwarzen Augen habt! Aber wer sagt denn, dass es nicht an uns liegt?!«

»Du meinst, wenn wir schwarze Augen sehen, mag es vielleicht an unseren Augen liegen?«, fragte Thomas.

»Das ist ja der Grund, warum wir es niemandem sagen können!«, erklärte Ejder. »Wenn wir jetzt zu einem Arzt oder zur Polizei gehen, kann es sein, dass man uns zwar glaubt, aber uns auch näher untersuchen will. Und was das für unsere Reise bedeuten kann, könnt ihr euch wohl denken!«

Die drei schwiegen, denn das letzte, was sie sich vorstellen konnten, war die Absage der Reise, auf die sie sich schon so lange freuten.

»Am Ende ist es vielleicht nur die Müdigkeit oder die Vorfreude auf die Reise. Ich meine, seht uns an. Wir haben die letzten Nächte kaum geschlafen und haben nur noch Gedanken für unseren Flug übrig. Vielleicht sind wir einfach auch nur körperlich am Ende!«, sagte Thomas, obwohl er von seinen eigenen Worten nur wenig überzeugt war.

»Das könnte schon sein«, stimmte ihm Ejder zu. »Daher müssen wir vorher sicher sein, bevor wir jemandem etwas erzählen! Es wird auch nicht leicht, das Ganze vor unseren Eltern und Geschwistern geheimzuhaltend. Wir müssen auf jeden Fall dafür sorgen, dass sie keinen Verdacht schöpfen.«

»Wir können es ja auf die Reise schieben, wenn sie uns fragen, warum wir ein bisschen neben der Spur scheinen«, schlug Thomas vor.

Da die beiden keine bessere Idee hatten, stimmten sie Thomas zu, und da der Abend noch früh genug war, entschieden sie, dass Patrick und Thomas nach Hause gehen sollten, um im eigenen Bett zu schlafen.

Ejder verabschiedete die beiden nach Hause, wo sie den Eltern erzählen wollten, dass die Party ein großer Reifall gewesen sei. Zum Glück für die drei kannten sich die Eltern zwar ein wenig, waren aber alles andere als eng befreundet, sodass die Jungs auch leicht unterschiedliche Geschichten erzählen konnten. Den beiden nachblickend, wie sie in einer der nächsten Querstraßen verschwanden, dachte Ejder über das Erlebte nach und ging ins Haus zurück. Er blieb kurz bei den Eltern und den jüngeren Geschwistern, die es sich zusammen vor dem Fernseher gemütlich gemacht hatten, und ging danach zurück auf sein Zimmer, um weitere Nachforschungen im Internet zu betreiben, die aber ebenso erfolglos verliefen wie jene zuvor.

Thomas und Patrick gingen derweil nach Hause und waren in ihren Gedanken versunken, als sie an einem kleinen Wäldchen vorbeiliefen und ihnen etwas unter den Bäumen auffiel, das nicht normal schien. Bei näherer Betrachtung erkannten sie, dass es kleine Blitze waren, die zwischen den Baumstämmen hin- und hersprangen.

»Normalerweise gibt es doch zwischen zwei Baumstämmen keine Blitze, oder?«, fragte Thomas den ebenfalls verdutzt dreinblickenden Patrick.

»Ich glaube nicht!«, war alles, was Patrick antworten konnte.

Beide schreckten zurück, als die kleinen Blitze für einen kurzen Moment aussetzten und sich gleich darauf ein großer zwischen den beiden Baumstämmen entlud. Dann war auf einmal alles still und kein Blitz war mehr zu sehen.

»Irgendetwas stimmt nicht!«, sagte Thomas.

»Zuerst die schwarzen Augen und jetzt das hier!«, meinte auch Patrick.

»Wenn du mich fragst, sind Blitze zwischen zwei Baumstämmen eher ungewöhnlich! Ich habe noch nie gehört, dass sich zwischen zwei Baumstämmen Blitze gebildet haben. Leiten die Bäume nicht sogar die Elektrizität in den Boden?«

»Keine Ahnung! Ejder ist normalerweise der Physik-Experte! Aber ohne das zu wissen, glaube ich nicht daran, dass dies hier normal ist!«

»Meinst du, dass mit uns vielleicht wirklich was nicht stimmt?«, wollte Thomas wissen, doch Patrick schwieg zunächst. »Vielleicht haben wir irgendwelche Drogen verabreicht bekommen und sehen jetzt alle möglichen Dinge.«

»Wäre denkbar!«, meinte Patrick. »Aber wer soll uns die Drogen verabreicht haben? Und müsste man sich dann nicht anders fühlen?«

»Kenne ich mich etwa mit Drogen aus? Ich habe doch genauso wenig Ahnung wie du!«

Beide schwiegen erneut, und da die Blitze inzwischen nicht mehr aufgetaucht waren, traten sie zurück auf den Gehweg.

»Das mit den Drogen sollten wir morgen mal mit Ejder besprechen!«, schlug Patrick vor, und Thomas nickte zustimmend.

»Auf jeden Fall sollten wir eine Nacht darüber schlafen. Wenn es irgendwelche Halluzinogene sind, die wir auf irgendeine Art und Weise zu uns genommen haben, dann kann es sein, dass morgen wieder alles in Ordnung ist!«

Da keinem ein besserer Plan in den Sinn kam, gingen sie schweigend bis zu der Straße, in der Patrick wohnte, während Thomas' Elternhaus die Straße weiter hinab stand.

»Ich hole dich morgen ab!«, meinte Patrick. »Dann können wir zusammen zu Ejder gehen. Der hockt bestimmt die ganze Nacht vor dem Computer und durchforstet das Internet.«

»Vielleicht findet er ja was!«

»Wenn es dazu was gibt, dann findet er es bestimmt!«, sagte Patrick, hob seinen Arm zum Abschied und bog in die Seitenstraße ab.

Thomas war nun allein. Er schaute auf seine Uhr und sah, dass es erst kurz nach elf Uhr war. Seine Eltern würden bestimmt noch wach sein, und er legte sich in seinem Kopf die Worte zurecht, die er ihnen als Erklärung für seine frühe Rückkehr liefern wollte. Als er die Haustüre aufschloss und seine Eltern tatsächlich im Wohnzimmer fand, erzählte er ihnen kurz, was sie sich als Ausrede

zusammengereimt hatten, und zog sich in sein Zimmer zurück, wo er sich gleich ins Bett legte und überraschenderweise auch fast direkt einschief.

Patrick hingegen fand alle Fenster bereits dunkel, als er nach Hause ankam; seine Eltern waren notorische Frühaufsteher und gingen fast immer kurz nach neun am Abend zu Bett. Leise schloss Patrick die Türe auf und versuchte, ohne großen Lärm in die obere Etage zu gelangen. Seine Eltern schliefen in der unteren Etage und hatten dem einzigen Sohn auf der oberen Etage eine ausgebaute, kleine Wohnung geschaffen, mit eigenem Bad und Wohnraum – nur eine Küche fehlte.

Im Badezimmer duschte er sich den kalten Angstschweiß vom Körper, und während er sich abtrocknete und gleichzeitig nachdachte, was das alles zu bedeuten habe, vernahm er von der unteren Etage eine gedämpfte Stimme. Er öffnete die Türe und erkannte, dass es sich um den Fernseher handeln musste, der anscheinend lief. Da jedoch nur er und seine Eltern in diesem Haus wohnten und er sich sicher sein konnte, dass seine Eltern um diese Uhrzeit niemals fernsahen, war sein Körper binnen einer Sekunde voller Adrenalin. Auf Zehenspitzen und unter Vermeidung jedweden Geräusches versuchte er, zur Treppe zu gelangen, legte sich flach auf den Boden und blickte durch das Geländer der Treppe nach unten in den offenen Wohnbereich. Er sah den angeschalteten Fernseher und sofort auch die Glatze seines Vaters, der auf dem Sofa saß und im Dunkeln auf den flackernden Bildschirm starrte.

Trotz der Verwunderung über seinen fernsehenden Vater atmete Patrick beruhigt aus, erhob sich, ging langsam nach unten und näherte sich von der Seite dem Vater, der bisher unverrückt auf dem Sofa gesessen hatte und weiter starr nach vorne blickte. Keine Bewegung schien von seinem Vater auszugehen, und Patrick stellte sich nach den Ereignissen des Tages alles Mögliche vor, machte sich auf einen Angriff bereit, spannte alle seine Muskeln an und schrie laut auf, als sich sein Vater ruckhaft bewegte und ebenfalls zu schreien begann.

Erst nach einigen Sekunden begriffen beide, dass sie sich gegenseitig erschreckt hatten, und Patricks Vater griff sich an sein Herz, atmete tief durch und fragte den Sohn, was er denn so früh zu Hause wollte und warum er seinem Vater einen derartigen Schrecken eingejagt hatte. Patrick erzählte die Geschichte, die sich die drei zurechtgelegt hatten, und fragte darauf den Vater, warum er um diese Uhrzeit fernsah, was er sonst doch nie tat. Der Vater setzte sich zurück auf das Sofa und antwortete, dass er nicht einschlafen konnte, was sonst eigentlich so gut wie nie passierte. Da er davon ausging, dass der Sohn bei Ejder und demnach nicht zu Hause war, hatte sich der Vater zum Fernsehen entschieden, um davon müde zu werden. Patrick entschuldigte sich bei seinem Vater dafür, dass er ihn dermaßen erschrocken hatte, und zog sich in sein Zimmer zurück, ehe der Vater auf die Idee kam, nachzufragen, warum sich sein Sohn überhaupt an ihn heranschlich.

Als Patrick in sein Bett fiel, das direkt unter einem Fenster stand, schob er die Gardinen zur Seite und suchte im sternklaren Himmel nach einer Antwort.

»Waren es am Ende doch die Augen von Außerirdischen?«, fragte er sich und schlief über diese Frage nach kurzer Zeit ein.

Auch Ejder konnte entgegen seiner Erwartungen schnell einschlafen. Vorher jedoch lag er im Bett und überlegte sich, wie er dem Chaos in seinem Kopf Herr werden konnte. Unzählige Fragen schwirrten in ihm umher. Welchem Phänomen waren sie auf der Spur? Geschah etwas mit den Dreien oder mit den anderen? Was verband die drei außer der Reise in den Himalaya noch? Waren es nur die Diskothekenbesucher oder auch andere? Würden diejenigen, die an diesem Abend schwarze Augen hatten, auch morgen noch welche haben?

Ejder war sich sicher, dass jede dieser Fragen zu derselben Antwort führen würde, sodass er sich sicher sein konnte, dass, wenn er eine Antwort geben konnte, alle Fragen damit beantwortet waren. Über diese Feststellung fiel er in einen traumlosen Schlaf.

Mitten in der Nacht jedoch drang zunächst ein leichtes Pfeifen an sein Ohr, das er im Halbschlaf zu vertreiben versuchte, doch je mehr er sich in seinem Bett von der einen auf die andere Seite wälzte, desto lauter wurde dieses Pfeifen. Als Ejder die Augen entnervt öffnete, erschrak er so sehr, dass er glaubte, sein Herz sei stehen geblieben. Denn sein Blick, der an die Decke seines Schlafzimmers gerichtet war, fand dort nichts außer dem klaren Sternenhimmel. Das Dach des Hauses schien vollständig abgetragen zu sein; über Ejders Kopf ragte der wolkenlose Himmel, an dessen seitlichem Ende der volle Mond schien.

Die Sterne funkelten in den Raum hinein und je tiefer Ejder ins All blickte, desto lauter wurde das Pfeifen; es nahm ihn mit auf eine interstellare Reise, rückte mit einem wahnsinnigen Tempo die Sterne näher und ihm kam es vor, als würde er an einem unsichtbaren Band durch das Weltall gezogen, um zu einem fernen Planeten zu fliegen. Den Mars, den Jupiter und den Saturn passierend, gelangte Ejder in die fernsten Regionen des Sonnensystems. Er wich mit Hilfe seiner Gedanken umherfliegenden Asteroiden aus und musste darauf achten, dass er nicht auf Kollisionskurs mit irgendwelchen Planeten war. Als er merkte, dass es kein unsichtbares Band gab, das ihn durch das All zog, und er die Richtung selbst bestimmen konnte, zog es Ejder zu einem Planetensystem, das in einem spiralförmigen Nebel lag. Warum er dorthin wollte, wusste er nicht. Was ihn dort erwartete, ebenso wenig. Und warum er überhaupt auf diese Reise ins All gegangen war, konnte er auch nicht sagen. Sein gesamtes, rationales Denken schien ausgesetzt zu haben.

Zur etwa gleichen Zeit steuerte auch Thomas ins All. Er war wie Ejder aus einem traumlosen Schlaf aufgewacht, hatte sich aber weniger darüber erschrocken, dass der weite Himmel vor seinen Augen ausgebreitet war. Zunächst wusste er nicht, wohin ihn sein Wille steuerte, doch als er den Helixnebel erkannte, den er im Physikunterricht kennen gelernt hatte, wusste er sein Ziel. Thomas spürte, dass an diesem Ort Fragen wie auch Antworten in den Weiten des Alls keinen Wert besitzen, sodass er den Flug in Richtung des Nebels genoss, sich umblickte und sah, wie die

Lichtjahre an ihm vorbeizogen, so schnell war er unterwegs. Mit dem Herannahen an den Nebel spürte Thomas mit einem Mal, wie es immer wärmer wurde, und just in diesem Augenblick wurde ihm klar, dass sich der Nebel aus Gas um einen Weißen Zwerg herum gebildet hatte, der im Bereich von mehreren tausend Grad Celsius verdampfte. Immer näher kam er ihm und mit jedem Moment wurde es wärmer, heißer, bis seine Haut begann, sich von ihm abzapellen. Bald glaubte sich Thomas im Feuer, in einer Art Fegefeuer, und während in ihm die Angst vor einem endlosen Leiden zunahm, stellte er sich wundersamerweise die Frage, warum ihm seine Eltern, nachdem er unerwartet nach Hause gekommen war, keine weiteren Fragen gestellt hatten.

Patrick fand wie die beiden anderen trotz der vielen Ereignisse erstaunlich schnell in den Schlaf. Im Gegensatz zu den beiden anderen machte er sich nicht auf die Reise durch Raum und Zeit, sondern befand sich mit einem Mal wandernd auf einer grünen Insel, die von einem tropischen Meer umspült wurde. Indem er mit seinen nackten Füßen durch den Sand streifte, suchte er mit seinen Augen nach einem Ziel in der Ferne, doch er sah weit und breit nichts als das Meer. Also suchte er weiter, umrundete und durchquerte die nicht sehr große Insel und musste feststellen, dass es an diesem verlassenem Ort der Erde keine weitere Menschenseele gab: Er war allein, gestrandet wie einst Robinson Crusoe – nur, dass dieser nicht ganz alleine gewesen war.

»Wer oder was hat mich hierher gebracht?«, begann er sich zu fragen, doch ihm wollte keine Antwort einfallen, wie er sich auch an keine andere Begebenheit aus seiner Vergangenheit erinnerte, die ihm eine Hilfe sein konnte. Er fühlte sich leer, so unendlich leer, ohne Erinnerung, nur mit dem Gedanken beseelt, dass er von dieser Insel verschwinden musste, ganz gleich, was kam. Dieser Wunsch beseelte ihn so sehr, dass er sich in das salzige Wasser stürzte und versuchte, mit aller Macht gegen die Wellen anzuschwimmen. Doch die erste größere Welle spülte ihn wieder ans Land zurück und nahm ihm auch den letzten Rest Hoffnung, den er neben der Leere noch in sich trug. Alle drei erwachten im selben Moment aus ihrem gefühlten Wachsein und starrten an die Decke ihres Raumes, der sich sogleich verflüssigte und durchlässig wurde. Waren sie aus einem Traum in einen anderen Traum aufgewacht? Konnte man überhaupt von einem Aufwachen sprechen?

Die Bewegungen der flüssigen Decke schienen einem Muster zu folgen; es erinnerte entfernt an die Wellenbewegungen, die auf einem in sich ruhenden Gewässer entstehen, wenn man einen Stein hineinfallen lässt. Doch der Schrecken war nicht so sehr, dass sich die Decke in einem rhythmischen Wellenprofil bewegte, sondern das Bild, das hinter den Wellen stand: Alle drei sahen es, das Bild, das sich fest in das Innere ihrer Augen brannte und das keiner der drei in der Folgezeit vergessen sollte.

Am nächsten Morgen konnten es die drei kaum erwarten, sich einander zu erzählen, was sie diese Nacht erlebt hatten. Seltsamerweise spielte das Ende keine so große Rolle, da keiner der drei genau beschreiben konnte, wie das ihnen anvertraute Geheimnis zu beschreiben wäre. Sie erzählten sich

von den wundersamen Reisen, die sie alle drei gemacht hatten, und erst, als Thomas in seiner Erzählung stockte, wurde allen dreien klar, dass sie alle dasselbe Ende gesehen hatten: Sie hatten alle drei in den Wellenbewegungen ein Bild gesehen, das sie nicht beschreiben konnten, aber auch nicht brauchten, da es jeder der drei in allen Einzelheiten gesehen hatte.

Sie schwiegen einige Momente und wussten nicht, was sie sagen sollten, ehe Patrick an Thomas den Vorschlag richtete, Ejder den Vorfall mit den Blitzen zwischen den Bäumen zu erzählen, den Ejder mit Erstaunen vernahm. Die Suche seinerseits wegen der schwarzen Augen hatte nichts Neues erbracht, doch das änderte nichts daran, dass die ganze Sache kaum noch mysteriöser werden konnte. Mussten sie vielleicht das Unmögliche, das sie bisher nicht wahrhaben wollten, ebenso zu den Möglichkeiten rechnen?

»Damit wären es drei Möglichkeiten, die ich sehe«, fasste Ejder zusammen. »Die erste Möglichkeit ist, dass die Erklärung des Phänomens bei uns zu suchen ist. Die zweite ist, es bei den anderen Menschen zu suchen.«

»Und die dritte?«, fragte Patrick.

»Die dritte haben wir heute Nacht gesehen!«

»Du meinst das Bild hinter den Wellen?«

»Durchaus denkbar! Nur weil wir es kaum mit Worten beschreiben können, heißt es nicht, dass diese Lösung nicht existiert. Auch wenn es kaum sein kann! Aber als allererstes müssen wir herausfinden, ob für uns eine Gefahr besteht, ganz gleich, ob wir es sind oder die anderen Menschen«, sagte Ejder und erhielt von den anderen beiden ihre Zustimmung.

»Aber wie gehen wir dabei am besten vor?«, wollte Patrick von Ejder wissen, der aufgrund seines vermeintlichen Wissens in die Rolle des Anführers in dieser Sache geschlüpft war.

»Ich denke, dass wir erst einmal feststellen sollten, ob sich an dem Verhalten der anderen, die wir gestern in der Disko getroffen haben, etwas verändert hat!«

»Du meinst, ob die sich anders verhalten und ob man es ihnen noch auf eine andere Art und Weise anmerkt als nur durch die Augen?«, schloss Thomas aus der Feststellung Ejders.

»Genau. Für mich steht vor allem die Frage im Raum, ob die schwarzen Augen – sollten sie heute immer noch vorhanden sein – zu einer Veränderung des Menschen führen – und ob diese Veränderung vielleicht schon eingetreten ist! Wenn wir allerdings das Problem sind, dann...«

»Dann was?«, fragte Patrick sichtlich unwohl.

»Dann bin ich mir nicht sicher, wie wir die Veränderung mitbekommen sollen. Denn wenn wir Teil dieser Veränderung sind, ist es uns nicht möglich, diese Veränderung zu beobachten.«

»Dann brauchen wir sowieso Hilfe«, folgerte Thomas, »und die Fragen kommen dann von ganz allein!«

Die drei schwiegen und dachten über die Ereignisse der letzten Stunden nach. Vor allem die Traumreise in der Nacht beschäftigte die drei, denn am Ende hatten alle das Gleiche gesehen, ohne vorher den gleichen Weg dahin genommen zu haben.

»Hat einer von euch eigentlich Angst?«, fragte Patrick und blickte von dem einen zum anderen.

»Ich weiß nicht, ob ich Angst habe«, gab Thomas zu, »aber ich kann auch nicht sagen, dass ich keine habe. Es ist eher ein unbestimmtes, seltsames Gefühl.«

»Ich bin ganz deiner Meinung, Thomas! Vor allem«, ergänzte Ejder, »weil ich keine Ahnung habe, was das Ganze für ein Ende haben wird. Weil ich gar nichts weiß! Das einzige, das ich weiß, ist, dass wir alle drei diese Phänomene sehen und diese Träume haben, und da ich mir nicht erklären kann, warum wir drei diese Phänomene sehen und Visionen haben...«

»Visionen?«, fragte Patrick mit einer für ihn ungewohnt leisen Stimme.

»Ja, ich kann es nicht anders beschreiben«, gab Ejder zu. »Weil ich keinen blassen Schimmer habe, was das Ganze soll! Irgendwie hoffe ich immer noch, dass wir von irgendwem Drogen untergemischt bekommen haben – das gemeinsam Erlebte und das, was wir alle gesehen haben, spricht aber dagegen. In mir existiert seit gestern Abend eine Leere, die sich nicht füllen lässt.«

»Diese Leere spüre ich auch«, sagte Thomas. »Aber ich bin der festen Überzeugung, dass wir, sobald wir uns auf die Suche nach Antworten gemacht haben, diese Leere füllen können.«

»Dann sollten wir so schnell wie möglich beginnen«, meinte Patrick. »Ich habe gestern gehört, dass trotz der Ferien heute noch die Schul-Bigband probt. Davon waren auf jeden Fall gestern einige auf der Party!«

»Das ist doch ein Anfang«, sagte Thomas, stand wie die anderen beiden auf, und gemeinsam zogen sie los, in Richtung Schule, die sie eigentlich erst in sechs Wochen wiederssehen wollten.

Die Schule und insbesondere der Parkplatz davor waren wie leergefegt, die Ferien hatten nun auch sichtbar begonnen. Die Türen der Schule waren jedoch offen, sodass die drei durch die langen Flure die Treppe hinab in den Keller steigen konnten, wo sie bereits aus der Ferne die probenden Musiker hörten. Als Thomas auf den Lichtschalter für den Flur drücken wollte, kam nur ein leises Surren, aber die Lichter gingen nicht wie gewohnt an.

»Wahrscheinlich haben die für die Ferien alles abgedreht, was nur irgendwie Strom verbrauchen könnte«, sagte Thomas mit einem witzelnden Unterton, doch keiner der anderen beiden konnte über diese Aussage lachen, zu sehr hatten die Ereignisse der letzten Stunden an ihren Nerven gezerrt.

Kaum waren sie in den dunklen Gang getreten, als sie am anderen Ende des Gangs eine offene Tür nach links heraus sahen, aus der ein wenig diffuses Licht in den Flur drang; zugleich hörten die drei, wie in dem Raum die Instrumente gestimmt wurden. Langsam und mit Bedacht setzte jeder den einen Fuß vor den anderen, als würden sie in jedem Moment einen Angriff erwarten –

für jeden der drei erschien nach der letzten Nacht alles möglich. Sich mehrfach umdrehend, suchte jeder der drei mit seinen Augen jede Unregelmäßigkeit ab, während sie sich langsam und mit schleichendem Schritt der Türe näherten, aus der das Licht drang.

Als die drei die Türe fast erreicht hatten, begann ein lautes Getöse in dem Raum, das den Heranschleichenden durch Mark und Bein fuhr und ihr Näherkommen jäh stoppen ließ. Sie waren beinahe am Ende des Ganges angelangt, hatten einen weiten Fluchtweg zurückgelegt, und keiner der drei war sich sicher, dass er weitergehen wollte, um herauszufinden, warum es in diesem Raum einen derart ohrenbetäubenden Lärm gab. Da fasste sich Ejder ein Herz, trat einen großen Schritt nach vorne und wollte soeben in den Raum blicken, als ein ihnen unbekannter, alter Mann ohne Vorwarnung in der Tür erschien. Die drei waren so erschrocken, dass sie augenblicklich ihren Körper herumwarfen, die Beine in die Hand nahmen und vom Ort des Geschehens flohen.

»Wartet«, rief der alte Unbekannte ihnen mit einer so tiefen Stimme nach, dass es an den Wänden hallte, und die drei blieben tatsächlich wie von Geisterhand berührt einer nach dem anderen stehen.

»Was wollt ihr?«, dröhnte es in ihrem Rücken.

»Wir wollten«, antwortete Thomas, mit den Worten ringend, »wir wollten nur zuhören, wie Sie mit unseren Mitschülern proben!«

Jedem der drei Jungs war klar, wie dämlich sich diese Ausrede anhören musste, aber Ejder und Patrick waren einfach nur glücklich, dass Thomas etwas halbwegs Vernünftiges über die Lippen gebracht hatte.

»Na, dann lauft doch nicht weg, sondern tretet ein und setzt euch in den Rückraum«, schlug der ältere Mann vor, den sie bisher noch nie in der Schule gesehen hatten. »Dann könnt ihr der Probe bewohnen. Wir haben gerade die Instrumente gestimmt und wollten soeben anfangen, einige Stücke zu spielen. Kommt doch herein! Am Anfang machen wir einmal laut Krach, um alle Anspannungen zu lösen!«, erklärte er zudem.

Indem der ältere Mann eine einladende Geste zur Seite machte, wirkte er wie die buckelige Hexe aus Hänsel und Gretel, die möchte, dass sich die Opfer für eine Zeitlang in Sicherheit fühlen können. Da sie nach Thomas' Ausrede keine andere Wahl hatten, nahmen die drei Jungs tief Luft und traten in den Kellerraum.

Nacheinander, wie im Gänsemarsch, gingen Ejder, Patrick und Thomas in den Rückraum und dabei an dem alten Mann vorbei, der ein seltsames Grinsen aufgesetzt hatte. Auch die anderen Anwesenden blickten grinsend in Richtung der drei, die sich fühlten, als hätte man sie an den Pranger gestellt. Danach wandte sich der alte Mann zurück zu seinen Musikschülern und schlug einen Titel vor, den niemand der drei Zuhörenden kannte. Dafür aber kannten sie die meisten der Musiker persönlich, die sich fast alle in ihrer Jahrgangsstufe oder eine darunter befanden.

Die Probe dauerte lange, doch die drei trauten sich nicht aufzustehen, denn ihnen war daran gelegen, herauszufinden, ob sich die Jugendlichen in irgendeiner Art und Weise verändert hatten. Als die Probe endete und der alte Mann die Schüler in die Sommerferien verabschiedete, traten auch Thomas, Ejder und Patrick aus dem Dunkel ins helle Sonnenlicht des Schulhofes, gesellten sich zu den anderen und mussten schnell feststellen, dass nichts darauf hindeutete, dass sich die Musikschüler in irgendeiner Art und Weise verändert hatten. Im Gegenteil, alle kamen ihnen völlig normal vor, selbst die kleinen Macken der Einzelnen, über die die anderen Mitschüler zuweilen in der Klasse herzogen, waren wie immer. Indem sich alle verabschiedeten und den drei Zuhörern eine tolle Reise in den Himalaya wünschten, blieben die drei ratloser als zuvor zurück.

»Nehmen wir einmal an, dass wir nicht von dem Phänomen betroffen sind«, sagte Ejder und versuchte, ein Resümee dieser Erfahrung zu ziehen, »dann könnte es jedoch sein, dass dieses Phänomen nur temporär aktiv ist.«

»Wie meinst du das?«, fragte Patrick.

»Ich meine, dass wir die Phänomene – die dunklen Augen, das seltsame Verhalten unserer Eltern, die Blitze zwischen den Bäumen, die ihr gesehen hat, die Traumreise und den alten Musiklehrer – nur im Dunkeln erlebt haben. Im Hellen scheinen die Menschen, mit denen wir sprechen, ganz normal zu sein.«

»Dabei stellt sich aber auch die Frage«, folgte Thomas dem Gedankengang, »inwieweit der alte Lehrer ein Phänomen darstellt, da er uns auf frischer Tat ertappt hat und wir voller Adrenalin und Spannung waren. Auch deinen Vater, Patrick, hast du überrascht – vielleicht war das auch kein Phänomen.«

»Bleiben noch die Augen, die Blitze zwischen den Bäumen und die Reise, für die wir bisher keine sinnvolle Erklärung haben«, fasste Ejder zusammen.

»Und das Bild in den Wellen«, fügte Patrick hinzu, und Ejder und Thomas spürten, wie sehr Patrick dieses Bild beschäftigte und ängstigte.

»Hätten wir doch nur den Schwarzlichtpointer schon«, sagte Ejder, »dann könnten wir viele Fragen auf einmal klären!«

»Der wird sicher nicht vor Dienstag oder Mittwoch da sein«, erklärte Thomas. »Wenn er überhaupt so schnell geliefert wird.«

»Dann müssen wir auf eine andere Art und Weise Informationen sammeln. Das bedeutet, dass wir uns auf die Lauer legen müssen, bis es dunkel wird.«

»Oder wir suchen bevorzugt Orte auf, die auch am helllichten Tage dunkel sind«, schlug Patrick vor, und selbst er war erstaunt, dass dieser Vorschlag von ihm kam.

»Du meinst U-Bahn-Stationen, Tunnel und Parkhäuser?«, fragte Thomas und sah seinen Freund mit einem seltsamen Gefühl durchdringend an.

»Wir sollten mal zum Bahnhof fahren«, schlug Ejder vor, »vielleicht sehen wir in den unterirdischen Gängen etwas.«

»Dort ist überall Beleuchtung«, wandte Patrick ein, der mit einem Mal von seiner eigenen Idee wenig überzeugt schien.

»In einem der hinteren Gänge nicht. Dort sind inzwischen alle Lichter zerstört«, sagte Thomas, und die anderen beiden sahen ihn fragend an. »Meine Eltern haben mir das erzählt, als sie gestern nach Hause kamen. Müssen nach ihrer Meinung irgendwelche Randalierer gewesen sein, so wie das ausgesehen haben muss!«

»Nun gut, wenn das unsere beste Option für den Moment ist«, bestimmte Ejder, »dann wollen wir sie angehen!«

»Da wäre auch noch der nahe Wald, gegenüber dem Stadion!«, schlug Patrick vor, und wieder waren alle erstaunt, dass ausgerechnet er mit dem Vorschlag ankam. »In dem Wald ist es tagsüber durch die dichten Tannen so dunkel, dass kaum Sonnenlicht auf den Boden fällt!«

»Also gut, dann fahren wir jetzt erst einmal zum Bahnhof und sollten wir dort nichts erfahren, können wir immer noch in den Wald fahren«, hielt Ejder fest, während sie auf den Bus warteten, der sie zum Hauptbahnhof bringen sollte. »Wenn wir an beiden Orten nichts finden, sage ich euch, dass ich mich um einiges besser fühlen werde!«

Auf dem Weg zum Bahnhof versuchten sie krampfhaft, sich über normale, alltägliche Dinge zu unterhalten, da sie nicht wollten, dass die Menschen in ihrer Umgebung von ihrer Entdeckung Wind bekamen. Aber da keiner auch nur einen normalen Gedanken fassen konnte, stockte der Versuch ziemlich schnell, sodass sie auf der ganzen Fahrt zum Bahnhof mehr oder minder schwiegen.

Nach einer scheinbar endlos langen Fahrt kamen sie dort endlich an, stiegen aus und gingen mit dem Strom der Menschen, die zu dieser Zeit unterwegs waren, über die Rolltreppen nach unten und suchten den Gang, in dem die Lichter kaputt sein sollten. Langsam gingen sie voran und beobachteten die Menschen, ob diese sich auffällig verhielten, doch nichts Sonderliches wollte ihnen auffallen.

Als sie an den Knick des Gangs gelangten, in dem alle Oberlichter zerstört worden waren, merkten sie, dass die einzige Lichtquelle das Ende des Ganges war – ein kleines Loch, in dem der Himmel zu sehen war. Ansonsten war der Gang von einem diffusen Licht erfüllt, das die stockfinstere Dunkelheit nur minimal erhellte.

Trotz der Betriebsamkeit des restlichen Bahnhofs war seltsamerweise kein einziger Mensch in diesem Gang unterwegs, und als die drei einen Schritt in den Gang machten, waren auch weder eine Stimme noch ein Geräusch von fahrenden Zügen zu hören. Nichts, als wären die drei in ein Schallvakuum getreten, in eine Paralleldimension, die außerhalb der eigentlichen existierte. Trotz

dieser Gänsehaut erzeugenden Umgebung trauten sich die drei weiter in den Tunnel, Schritt für Schritt voran, nur von dem Gedanken getrieben, dass die anderen beiden weitergehen könnten, wenn man selbst stehenblieb. Sie waren noch keine zwanzig Schritte in den Tunnel hineingegangen, als sie eine Veränderung merkten; trotz der sehr großen Dunkelheit sahen sie Schatten an den Wänden und auf dem Boden, die sich von einer zur anderen Seite bewegten.

Ejder blieb als erstes stehen, sogleich hielt auch Thomas an, nur Patrick ging noch einige kleine Schritte, ehe er merkte, dass er alleine nach vorne gegangen war, und unmittelbar darauf trat er zurück zu den beiden anderen. Sie warteten, blickten gebannt nach vorne und insbesondere Ejder angsterschrocken nach hinten. Er suchte nach einer möglichen Befreiung aus diesem Gefängnis – denn so fühlte es sich an: Schatten voraus, Schatten hinter einem und das Gefühl, in der Falle zu stecken, ohne die Möglichkeit der Flucht.

Plötzlich und ohne Vorwarnung geschah es dann, dass das Ende des Tunnels Feuer fing; die Flammen schlugen von allen Seiten, wurden von oben, unten und von den Seiten genährt und verschlossen den Ausgang mit Feuer. Zeitgleich entfachte sich auch ein Feuer im Eingang, sodass die drei augenblicklich wussten, dass dies eine Falle war, in die sie hineingetappt waren. Zu allem Überfluss sah es nun auch noch so aus, als würden diese beiden Ringe aus Feuer auf sie zukommen. Langsam, aber stetig fraßen sich die beiden Ringe voran, spien glühende Feuerstreifen in Richtung der drei Jungs, die sich in ihrer Angst unweigerlich in der Mitte zwischen beiden Feuerringen einfanden.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Patrick angsterfüllt die beiden anderen und versuchte, seine Panik nicht zu stark werden zu lassen.

»Ich habe keine Ahnung«, antwortete Ejder panisch. »Gibt es hier denn keine Rettungstüren oder Möglichkeiten, aus dem Tunnel zu fliehen?«

»Nein, ich habe schon danach gesucht«, sagte Thomas. »Ich denke, wir haben nur eine Chance!«

»Du willst doch nicht durch das Feuer laufen?«, fragte Patrick voller Angst und wusste, dass sein Freund genau das vorhatte.

»Hast du eine bessere Idee? Wenn ja, dann wäre jetzt der richtige Zeitpunkt!«, schrie Thomas und nun merkten die beiden anderen, dass er recht hatte.

»Wir müssen mit viel Geschwindigkeit durch das Feuer rennen«, sagte Ejder, »und dann immer weiter, dann kann es uns gelingen, hindurchzulaufen, ohne dass wir allzu sehr Feuer fangen! Sobald wir durch sind, müssen wir die brennenden Klamotten schnellstmöglich ausziehen!«

»Dann mal los!«, sagte Patrick und wollte loslaufen, doch er konnte sich nicht überwinden und verharrte auf der Stelle.

»Ich versuche es«, entschied sich Thomas mutig. »Es war ja auch meine Idee. Falls es nicht klappen sollte, müsst ihr euch etwas Besseres einfallen lassen!«

»Nein!«, stoppte Ejder seinen Freund. »Lass uns alle zusammenlaufen, denn ich bin mir sicher, dass das die beste Idee ist! Dann können wir uns auch gegenseitig helfen, wenn ein anderer Feuer gefangen hat!«

»Gut, dann auf drei!«, sagte Thomas und machte sich bereit, mit seinen beiden Freunden Hand in Hand durch das Feuer zu laufen. »Eins, zwei, drei!«

Die Hände zusammenfassend, stürmten die drei der Feuerwand entgegen und richteten sich auf eine große Hitze und Schmerzen ein, doch ehe sie merkten, dass sie nichts spürten, warfen sie sich durch den Ring aus Feuer, kamen auf dem Boden auf, ließen in der Luft einander los, rollten schmerzhaft irgendwie auf der Schulter und Hüfte ab und lagen vor einem erschrockenen Paar, das mit seinen beiden Reisekoffern soeben in den Bahnhof hineingehen wollte.

»Immer diese jugendlichen Draufgänger heutzutage! Einfach kein Anstand mehr!«, kommentierte die ältere Frau die Aktion der drei und ging mit ihrem Partner kopfschüttelnd weiter Richtung Gleise.

Thomas, Ejder und Patrick versuchten sich derweil aufzurichten, und sie spürten die Schmerzen vom Fall auf den Boden. Von der Feuerwand hingegen fehlte jede Spur.

»Also, das war wohl keine echte Feuerwand, oder?«, fragte Patrick. »Denn ich kann nicht sagen, dass ich gemerkt hätte, wie wir durch Feuer springen.«

»Wir sind auch durch kein Feuer gesprungen«, kommentierte Ejder das Geschehene. »Aber ich kann euch sagen, dass ich mich umso mehr irritiert fühle, dass nur wir immer diese Phänomene sehen – und zwar alle drei die gleichen. Wenn ich doch nur sagen könnte, dass wir das Problem in uns tragen – aber das will ich nach den schwarzen Augen nicht wahrhaben.«

»Und wenn die schwarzen Augen auch nur ein Phänomen wie dieses Feuer waren, das es augenscheinlich auch nicht gab?«, fragte Thomas in die Runde und sprach etwas aus, das alle drei beängstigte.

Konnte es sein, dass sie alle drei dieselben Wahnbilder sahen, dass sie drei die einzigen waren, die krank zu sein schienen? Dass mit der Welt alles in Ordnung war, nur mit Thomas, Patrick und Ejder nicht? Und was konnten die drei gegen diesen Umstand ausrichten?

»Was wird denn jetzt aus unserem Urlaub?«, fragte Patrick.

»Ich weiß nicht mehr, ob wir den antreten sollen«, gab Ejder nach einigen Momenten des Nachdenkens zu, »denn ich kann nicht garantieren, dass wir uns nicht von einem Berg stürzen, nur weil wir denken, dass eine Lawine auf uns zugerollt kommt oder ähnliches.«

»In meiner momentanen Verfassung weiß ich auch nicht, ob ich nach Asien will«, pflichtete Thomas bei. »Vor allem habe ich Angst vor dem Fliegen. Was, wenn wir dort solche Phänomene sehen und die uns aufgrund unseres seltsamen Verhaltens als Terroristen einstufen? Nein, ich muss

erst den Grund für diese Phänomene kennen, ehe ich mir Gedanken machen kann, in den Urlaub zu fliegen.«

»Ich bin weiterhin der Meinung, dass wir nicht das Problem sind«, sagte Patrick in die Runde und traf auf unverständige Blicke. »Natürlich sieht es so aus, als wären wir drei das einzige Problem, aber es kann doch nicht sein, dass wir Feuer in diesem Tunnel sehen, jeder das gleiche Feuer, sodass wir uns hindurchstürzen und irgendwelchen Leuten vor die Füße schmeißen. Irgendwer muss dieses Feuer als Phänomen herbeigerufen haben und täuscht uns darüber, dass wir jetzt glauben, dass wir verrückt geworden seien und Halluzinationen hätten. Gut, es kann natürlich sein, dass wir unter Drogen oder sonstigen Medikamenten stehen, aber ich kenne keine Droge, die bei allen das gleiche Erlebnis hervorruft. Mein Puls ist in Ordnung, ich schwitze nicht übermäßig, eure Augen sehen normal aus, mir ist nicht kalt oder heiß, ich habe keinen übermäßigen Durst, fühle mich nicht überdreht oder total schlaff – es ist also keine körperliche Komponente, sondern eine, die sich im Kopf befindet. Und dass es rein auf den Geist wirkende Drogen gibt, die bei drei Jungs das gleiche bewirken, in allen Einzelheiten – davon hätte man gehört.«

»Die Droge könnte neu sein«, sagte Thomas. »Aber im Großen und Ganzen kann ich deinen Ausführungen folgen, Patrick. Ich sehe das auch so, dass wir nicht das Problem sind – wie gesagt, sollte es keine neuartige Droge sein. Aber das müsste sich doch herausfinden lassen, oder nicht?«

»Wir müssen so oder so am Montag zum Arzt«, sagte Ejder, »um unser Blut untersuchen zu lassen und um die letzten Spritzen zu bekommen. Da können wir dem Arzt falsche Gründe liefern, warum er ein erweitertes Blutbild beantragen soll, damit wir vielleicht herausfinden, ob es körperliche Auswirkungen hat, was wir in den letzten beiden Tagen erleben.«

»Nichtsdestotrotz will ich unbedingt herausfinden, was das ist, das uns durch Feuer springen und Blitze zwischen Bäumen sehen lässt«, gab Thomas kämpferisch zu verstehen.

»Auch wenn ich Angst davor habe, das Geheimnis herauszufinden«, gab Patrick zu, »bin ich auch dafür, das Geheimnis zu lüften. Allein, weil ich mich unendlich auf den Urlaub mit euch beiden freue.«

»Ich will auch zum Himalaya«, bekannte sich Ejder zu Patricks Aussage. »Und deswegen schlage ich vor, dass wir jetzt das Phänomen von gestern Abend untersuchen, von dem ihr mir nur berichten konntet.«

»Du willst tatsächlich in den Wald?«, fragte Patrick trotz seiner eben abgegebenen Versicherung.

»Wir können fast sicher sein«, resümierte Ejder, »dass die Phänomene nur im Dunkeln auftreten – das haben wir bisher herausgefunden. Wie diese Phänomene entstehen und wer der Auslöser ist, das müssen wir noch entschlüsseln.«

»Bevor wir in den Wald gehen«, sagte Thomas, als sich die drei langsam in Bewegung setzten, um zur S-Bahn zu gehen, die sie zum nahen Tannenwald bringen sollte, »müssen wir uns darauf

einigen, dass wir vor dem nächsten Phänomen nicht fortlaufen, denn wie wir heute wieder gesehen haben, sind diese Ereignisse für uns ungefährlich – sie sind Wahnbilder, was für uns bedeutet, dass wir uns ihnen nähern und sie untersuchen können.«

»Ich mag es überhaupt nicht«, sagte Patrick und stieß seufzend Luft aus, »wenn du so draufgängerisch handeln willst. Gut, ich meine, die Feuerwand hat nicht existiert, aber das bedeutet nicht, dass von den anderen Phänomenen keine Gefahr ausgeht. Wer weiß, ob wir nicht gestern einen Blitzschlag abbekommen hätten, wenn wir in die Nähe des Blitzes gekommen wären.«

»Wir werden es riskieren müssen«, stellte sich Ejder auf die Seite von Thomas. »Denn nur, wenn wir dieses Risiko eingehen, können wir herausfinden, ob wir oder jemand anderes das Problem sind.«

Über Lautsprecher wurde die S-Bahn angekündigt, die sie nehmen wollten, und Patrick dachte sich seinen Teil, den er vielleicht besser ausgesprochen hätte: Woher konnten sie sich denn sicher sein, dass ein Phänomen nicht doch natürlich ist und daher eine Gefahr von ihm ausgeht?

Sie fuhren im hinteren Teil der S-Bahn in den nahegelegenen Stadtteil, in dem der dichte Tannenwald am Rand eines in der Stadt gelegenen kleinen Naturparks lag. Thomas und Patrick saßen in Fahrtrichtung, während Ejder im Viererabteil in die andere Richtung blickte. Auf einmal sah Ejder für den Bruchteil eines Moments eine große Wolke, die sich über einem nahen Hochhaus der Stadt bildete, dieses völlig verdunkelte und verschwinden ließ, und ehe Ejder reagieren konnte, um es den beiden anderen zu zeigen, war das Phänomen vorbei und so schwieg er; die anderen beiden waren so sehr in ihre Gedanken versunken, dass sie den Schrecken, der Ejder beim Verschwinden des Gebäudes durchfuhr, nicht mitbekamen.

Nach sechs Stationen kamen sie an dem kleinen Naturpark an, gingen hinein und suchten den Weg zu dem kleinen Nadelwald, der sich am Ende des Parks befand. Wie auch im Bahnhof fiel es den dreien alsbald auf, dass keine einzige Menschenseele in der Nähe war; sie hatten die letzten Menschen beim Eintritt in den Park zurückgelassen und waren alleine auf weiter Flur. Kein einziger Spaziergänger, nicht einmal die für diesen Stadtpark typischen Kaninchen waren auf der Wiese zu sehen. In diesem Moment packte nicht nur Patrick die Unruhe, sondern auch Thomas und Ejder wurden merklich nervöser.

»Glaubt ihr auch, dass es kein Zufall ist«, versuchte Patrick die Situation aufzulösen, »dass keine Menschenseele mehr zu sehen ist?«

»Das ist mir auch aufgefallen!«, sagte Thomas und wendete mehrfach seinen Kopf zu allen Seiten. Ejder schwieg für einen Moment, ehe er antwortete: »Was mich verwundert, ist nicht so sehr, dass wir wahrscheinlich gleich wieder Zeugen eines Phänomens werden, sondern dass die Menschen, die zweifellos jeden Tag durch diesen Park gehen, heute und zu dieser Zeit, in der wir vor Ort sind, nicht anwesend sind. Das kann doch kein Zufall sein!«

»Ich verstehe zwar, was du sagst, habe aber keine Ahnung, was du damit sagen willst«, gab Patrick zu.

»Ich will damit sagen, dass wir unsere Theorien überdenken müssen«, entgegnete Ejder. »Denn ich glaube nicht mehr daran, dass wir oder die anderen das Problem sind, nein, ich bin der festen Überzeugung, dass mit allen Menschen etwas nicht in Ordnung ist – somit auch mit uns. Wir haben uns entschieden, an diesen Ort zu kommen, und die anderen Menschen können nicht alle wissen, dass wir hier sind. Das bedeutet, irgendwer weiß, dass wir hierher kommen wollten und hält nun alle Menschen davon ab, zeitgleich mit uns an diesem Ort zu sein.«

»Das, was du da gerade von dir gibst, macht mir ungeheuerliche Angst«, sagte Patrick.

»Mir auch, Ejder«, pflichtete Thomas bei. »Denn wenn du recht hättest, würde das bedeuten, dass eine übermenschliche Macht die Geschicke der Menschen leiten kann – zumindest in dem Rahmen, in dem wir uns bewegen.«

»Das ist es ja, was mich so beunruhigt«, sagte Ejder und ging vorwärts, nachdem sie für einen Moment stehengeblieben waren. »So abwegig es klingt, aber ich habe dafür keine bessere Erklärung und muss zugeben, dass ich mir eine andere gewünscht habe. Aber die Theorie mit den Drogen ist einfach zu weit hergeholt, und dass alle Menschen eine wie auch immer geartete Veränderung durchgemacht haben, von der wir verschont worden sind, ist auch völliger Quatsch.«

»Aliens!«, sagte Patrick und die beiden anderen sahen ihn nach diesem lapidar dahingesprochenen Kommentar fassungslos an.

»Was meinst du mit Aliens?«, fragte Thomas. »Du glaubst doch nicht im Ernst, dass das Werk von Aliens ist?«

»Warum nicht?«, fragte Patrick zurück. »Immerhin haben wir doch diese Augen gesehen, sehen immer wieder Phänomene, die wir nicht erklären können, und...«

»Und dass es Aliens sind«, gab Ejder zurück, »ist völlig ausgeschlossen. Viel eher glaube ich noch an Drogen oder sonst was Absonderliches.«

»Ich kann mir das auch nicht vorstellen«, sagte Thomas. »Warum sollten ausgerechnet wir davon verschont bleiben?«

»Sind wir denn verschont worden?«, fragte Patrick.

»Immerhin waren wir die einzigen in der Diskothek, die keine schwarzen Augen hatten«, erinnerte ihn Ejder an den großen Unterschied, »und scheinbar sind wir die einzigen, die die Phänomene sehen – sonst hätten sich die beiden Reisenden im Tunnel anders verhalten! Aber sie haben das Feuer nicht gesehen und uns verständnislos mit ihrem Unmut bedacht. Lasst uns mal in den Wald gehen und schauen, welche Überraschungen noch so auf uns warten!«

Die drei gingen los. Jeder war derart angespannt, dass sie mit dem leisesten Zischen erschreckt werden konnten. Langsam tasteten sie sich an den Wald heran und waren bereits nach wenigen

Bäumen fast vollständig vom Dunkel eingesogen worden. Nirgends war auch nur ein Geräusch zu hören, selbst das Singen der Vögel wurde an diesem Ort unterdrückt. Ohne zu wissen, wonach sie suchten, gingen sie Schritt für Schritt tiefer in den Wald, von dem sie nur ansatzweise wussten, welche Ausmaße er hatte.

Alles, was irgendwie seltsam erschien, brachte sie zum stoppen, und alles, was irgendwie unwirklich schien, wurde untersucht, soweit das äußerst diffuse Tageslicht bis an diesen Ort drang.

»Wir hätten eine Taschenlampe mitbringen sollen«, fiel Patrick in diesem Moment ein.

»Welch großer Gedanke!«, spottete Ejder und handelte sich einen Seitenhieb von Thomas ein. »Ist ja gut. Entschuldige, Patrick! War nicht so gemeint.«

»Ist kein Problem, habe ja auch nicht an eine gedacht. Wir sind nun mal schlecht vorbereitet und stürzen uns in ein Abenteuer, dessen Ausmaß wir nicht begreifen, von dem wir aber sagen können, dass es nicht gerade klein ist. Wenn wir keine heillosen Amateure sind, dann weiß ich es nicht besser.«

»Können wir bitte die Diskussionen hinten anstellen?«, versuchte Thomas zu schlichten. »Wir sind an diesem Ort leichte Beute, falls uns jemand wie in der Unterführung eine Falle stellen möchte. Außerdem sind wir viel zu laut, um etwas zu hören.«

»Ich höre, seitdem wir in diesem Wald sind, sowieso nichts«, sagte Ejder und lauschte in die Stille hinein.

Ohne einen weiteren Kommentar abzugeben, gingen sie weiter.

»Ist euch eigentlich aufgefallen, dass wir seit langer Zeit über Äste und Nadeln laufen«, stellte Ejder fest, »aber kein Geräusch von knackenden Ästen oder raschelnden Nadeln zu hören ist?«

»Du hast recht«, sagte Patrick und wunderte sich seinerseits darüber, dass ihm das noch nicht selbst aufgefallen war.

Während Patrick und Thomas über diesen Umstand nachdachten und fest auf den Boden traten, um ein Geräusch zu erzeugen, kniete sich Ejder hin und befühlte mit seinen Händen den Boden, der sich ganz anders anfühlte, als er erwartet hatte. Von den äußeren Konturen schien das ein Waldboden zu sein, doch es fühlte sich vielmehr wie Seide an, auf der man ohne Geräusche laufen konnte; auch verschwand eine Kontur immer dann, wenn er nach dem Drücken seine Hand zurückzog.

»Ich wüsste mal gerne«, sagte er zu den beiden, »was das für ein Boden ist.«

»Das ist ganz normaler Waldboden«, antwortete Thomas, der sich ebenfalls gebückt hatte und den Boden befühlte. »Ich kann die Nadel und die kleinen Äste fühlen, die hier liegen!«

»Ich fühle nichts dergleichen«, sagte Ejder und stand auf, da er genug gefühlt hatte.

»Ich kann auch die Nadeln fühlen«, bestätigte Patrick Thomas' Aussage. »Was hast du denn gefühlt, Ejder?«

»Für mich fühlt es sich wie Seide an.«

»Wie Seide?«

»Ja, keine Ahnung«, antwortete Ejder. »Ich kann es nicht anders beschreiben! Aber ganz sicher habe ich keine Nadeln und Äste gefühlt, sondern die Konturen verschwanden, sobald ich die seidige Oberfläche berührte.«

»Hier geht etwas ganz Seltsames vor«, sagte Patrick und bekam zunächst keine Antwort, da es für die beiden anderen keine Antwort gab. Also gab er sie selbst: »Vielleicht sollten wir nicht hier sein!«

»Meinst du, dass wir aus diesem Wald verschwinden sollen?«, fragte Thomas und versuchte, im Dunkeln die Augen Patricks zu fixieren. »Ich sehe deine Augen nicht, wie seltsam. Ejders sehe ich, das Weiß leuchtet selbst im tiefsten Dunkel.«

In diesem Moment wussten die beiden, Thomas und Ejder, was die Stunde geschlagen hatte. Patricks Augen waren schwarz wie die Nacht, sie hatten kein Weiß mehr; sie waren die gleichen wie jene von den Menschen in der Diskothek.

»Ja, vielleicht sollten wir aus dem Wald heraustreten und uns auf den Weg nach Hause machen«, schlug Ejder vor und gab Thomas, der bei ihm stand, einen unbemerkten Seitenhieb.

»Das ist eine gute Idee!«, sagte Thomas etwas irritiert. »Außerdem habe ich Hunger. Und ich finde, dass wir uns im sicheren Zuhause die nächsten Schritte überlegen sollten.«

Da Patrick anscheinend nichts gemerkt hatte, gingen sie langsam in die Richtung, aus der sie gekommen waren, und mit jedem Schritt, den sie näher an den Rand des Waldes kamen, ertönten wieder die normalen, alltäglichen Geräusche. In der Nähe rauschte ein kleiner Bach und die Vögel sangen im Wettstreit miteinander.

Als die drei aus dem Wald traten, blendete sie die Sonne, doch durch die zugekniffenen Augen sahen sie den Weg, den sie hergekommen waren. Auf dem Weg waren nun mehrere Menschen unterwegs, einige mit ihren Hunden. Da sie mit einem solchen Phänomen gerechnet hatten, machten sie sich nicht ernsthaft darüber Gedanken.

Die drei gingen zum Ausgang aus dem Park, warteten schweigend auf die S-Bahn und fuhren zum Hauptbahnhof zurück. Dabei versuchte Thomas immer dann, wenn er glaubte, dass Patrick nicht zu den beiden sah, Ejder konspirative Zeichen zu geben, die dieser beschwörend abwiegelte. Sie hatten nunmehr ein Geheimnis vor Patrick, und Ejder wollte nicht, dass dieser die nächsten Schritte hörte, die er und Thomas planten. Zuerst mussten sie ihren Freund loswerden. So hart es klang, er konnte jetzt auf der Gegenseite sein. Obwohl sie sich sicher sein konnten, dass diese Gegenseite bisher nicht versucht hatte, ihnen echten Schaden zuzufügen, wollte Ejder auf Nummer sicher gehen. Daher fuhren sie mit dem Bus weiter in ihr Stadtviertel und gingen zu Patricks Haus, das am nächsten zur Bushaltestelle lag.

»Wir sollten uns in einer Stunde bei Thomas treffen«, schlug Ejder vor und zwinkerte Thomas mit den Augen zu.

»Ja, in einer Stunde bei mir«, sagte Thomas und wollte bereits von dannen ziehen.

»Was?«, schrie Patrick fast. »Ihr könnt jetzt doch nicht einfach nach Hause gehen und so tun, als wäre alles in bester Ordnung!«

»Wir müssen auch mal runterkommen, Patrick«, versuchte es Ejder auf eine andere Art. »Ich habe heute Morgen nicht gefrühstückt und mittlerweile großen Hunger. Wenn ich nichts zu essen bekomme, kann ich nicht denken, und wenn ich nicht denken kann, dann kommen wir vielleicht nie zu einer Lösung des Rätsels. Außerdem brauchen wir vielleicht alle mal eine kurze Auszeit, um in einer Stunde mit neuen Ideen zu kommen. Manchmal sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht und muss einfach mal unter den Bäumen heraustreten, um den Wald zu sehen. Lasst uns eine kleine Pause einlegen – die Phänomene laufen uns nicht davon!«

»Nicht am helllichten Tag«, pflichtete ihm Thomas bei, der den Wink verstanden hatte.

Nur widerwillig verabschiedete sich Patrick von den beiden und sah ihnen noch lange nach, bis beide aus seinem Blickfeld verschwunden waren.

Auch Thomas und Ejder gingen getrennte Wege, da sie nicht wussten, ob Patrick versuchen würde, ihnen zu folgen. Anstatt dass Thomas ins Haus hineinging, lief er um das Gebäude und suchte einen Weg durch den Garten, der ins Nachbargrundstück führte. Von dort aus sprintete er einen kleinen Seitenpfad entlang und versteckte sich hinter einem großen Zaun, der ihn ungesehen in eine der nächsten Querstraßen brachte, die zu Ejders Elternhaus führte.

Als er dort angelaufen kam, wartete Ejder bereits auf ihn; vorsorglich hatte er sich so versteckt gehalten, dass er sich schnell und ungesehen ins Haus abmachen konnte, sollte Patrick Lunte gerochen haben und ihm gefolgt sein. Doch Thomas kam allein die Straße heruntergelaufen und gemeinsam machten sie sich auf den Weg, so schnell wie möglich von der offenen Straße zu verschwinden. Erst als sie weit genug entfernt waren, blieben sie keuchend stehen und brauchten einige Momente, ehe sie wieder Luft zum Reden hatten.

»Hast du Patricks Augen gesehen?«, fragte Thomas.

»Ja, das habe ich«, antwortete Ejder. »Und wir beide können uns nicht sicher sein, dass unsere Augen auch in Ordnung sind!«

»Bis zu dem Zeitpunkt im Wald waren sie in Ordnung, also warum sollten sie jetzt nicht in Ordnung sein?«

»Weil wir keinerlei Ahnung haben, was das ist und wie man sich damit infiziert!«, sagte Ejder und wartete darauf, dass Thomas auf seine Aussage reagierte, doch dieser blickte seinen Freund verständnislos an. »Was?«

»Du hast gerade ›infiziert‹ gesagt!«

»Habe ich das?«

»Glaubst du, dass es sich um eine Infektion handelt?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Aber du hast doch gesagt, dass sich Patrick mit etwas infiziert habe!«

»Nein, das habe ich nicht. Ich habe gesagt, dass wir nicht wissen, was das ist und wie man sich damit infiziert.«

»Siehst du! Du glaubst also, dass es sich um eine Infektion handelt!«

»Es könnte durchaus sein, dass es sich um eine sich ausbreitende Infektion handelt. Eine, die die Augen verändert, aber auch das Verhalten!«

»Wie meinst du das?«, fragte Thomas.

»Weil die Menschen in der Diskothek die Veränderung nicht bemerkt haben! Also fassen wir zusammen, was wir wissen: Es gibt Veränderungen in unserem Umfeld, die nicht ernsthaft bedrohlich sind, sondern Wahnvorstellungen hervorrufen; aber nicht bei den Betroffenen, sondern bei uns. Patrick hat es auch erwischt, was für eine Infektion spricht!«

»Aber dann müssten wir auch infiziert sein!«

»Die Frage bei Infektionen ist immer die Inkubationszeit«, sagte Ejder. »Es geht darum, wann und unter welchen Umständen man exponiert war und vor allem wie lange. Patrick hat lange mit einem Infizierten gesprochen und war dementsprechend lange exponiert. Wir hingegen waren einige Zeit an der Theke und hatten weniger Kontakt. Vielleicht liegt es daran, dass wir uns noch nicht verändert haben.«

»Aber du glaubst, dass wir uns noch verändern werden?«

»Woher soll ich das wissen?«, fragte Ejder ein wenig gereizt, da er kaum einen Zustand mehr hasste, als etwas mit seinem logischen Verstand nicht durchdringen zu können.

»Weil du doch immer alles weißt!«, gab Thomas dementsprechend zurück.

»Aber warum zum Henker soll ich genau das wissen? Ich weiß ja noch nicht einmal, ob es jemanden gibt, der dafür die Verantwortung trägt oder nicht! Ich habe keine Ahnung, ob es sich um eine Infektion handelt oder nicht! Zudem weiß ich nicht, ob es uns beide bereits betroffen hat! Ich weiß gar nichts!«, schrie Ejder an Thomas vorbei. »Gar nichts! Verstehst du das?«

»Ja! Denn ich weiß auch rein gar nichts!«

»Dann ist ja alles klar!«, sagte Ejder und setzte sich auf eine niedrige Mauer.

»Was machen wir als Nächstes?«, fragte Thomas, nachdem er merkte, dass sich Ejder wieder etwas beruhigt hatte.

»Auch das weiß ich nicht so genau. Wir müssen als Erstes herausfinden, ob wir auch infiziert sind. Danach müssen wir jemanden finden, dem wir vertrauen können und von dem wir überzeugt sind, dass er nicht infiziert ist, dann können wir daran gehen...«

»Ravindran«, sagte Thomas wie aus der Pistole geschossen.

»Der verrückte Inder?«, sagte Ejder und wunderte sich über den Vorschlag seines Kumpels.

»Natürlich!«, sagte Thomas und spürte, dass er einen guten Vorschlag gemacht hatte. »Ravindran ist zwar ein seltsamer Typ, der sich eigentlich nur mit seinem Computer beschäftigt! Aber weil der doch nicht rausgeht und einhundertprozentig gestern nicht auf der Feier war, können wir davon ausgehen, dass er die beste Gelegenheit ist, wenn wir jemanden suchen, der nicht infiziert ist – und der um die Ecke denken kann!«

»Auch wenn ich es nicht gerne zugebe, Thomas, aber ich glaube, du könntest recht haben. Warum ist mir das nicht selbst eingefallen? Lass uns beide zum verrückten Inder gehen!«

Beide stießen sich von der Mauer ab und klopfen den Dreck von der Hose, als Thomas aus dem Augenwinkel den heranlaufenden Patrick sah. Schnell gab er Ejder ein Zeichen und beide sprangen hinter die Mauer. Sie pressten sich an die kühlen Steine, sodass nur ein zufälliges Dahinterblicken das Versteck verraten hätte. Beide versuchten, die Luft anzuhalten, um keinen Laut zu machen, und hörten, wie sich die Laufschriffe auf der Straße näherten und ausgerechnet vor der Mauer stehen blieben. Doch bevor sich die beiden Gedanken darüber machen mussten, dass sie Patrick hinter der Mauer entdeckten, lief dieser weiter und schien nur eine kurze Pause eingelegt zu haben. Nun wussten die beiden jedoch, dass mit Patrick nicht mehr zu rechnen war, da er sich offensichtlich vollkommen anders verhielt, als es die beiden von ihm gewohnt waren. Mit Handzeichen vereinbarten Ejder und Thomas, dass sie über das Grundstück in eine Nebenstraße abhauen wollten. Sie liefen leise und geduckt auf ein Kommando los, übersprangen eine weitere Mauer, behielten das angrenzende Haus im Blick, sprangen über eine weitere, höhere Mauer und landeten in einem Garten, der voller alter Autowracks stand. Langsam suchten die beiden mit ihrem Blick das Grundstück nach Menschen ab und fanden auf der gegenüberliegenden Seite ein Tor, über das sie die Nachbarstraße erreichen konnten. Aber noch ehe die beiden mehr als zwei Schritte in diese Richtung getan hatten, liefen zwei scharfe Hunde bellend vom Haus auf sie zu und fletschten die Zähne, als wollten sie andeuten, dass sie seit Tagen nichts mehr gefressen hatten und nichts lieber sahen als lebendiges Futter.

»Das ist jetzt aber keine Fata Morgana?«, fragte Ejder und fühlte sich stocksteif vor Angst.

»Ich würde es nicht darauf anlegen«, rief Thomas und war bereits losgelaufen, als er sah, dass Ejder verkrampfte. In Windeseile rannte er zurück und zog seinen Freund an der Schulter vorwärts. Jetzt erwachte auch Ejder und gemeinsam flohen sie vor den beiden herannahenden Hunden, die immer näher kamen und bedrohlicher wurden. Kurz bevor sie das Tor erreichten, über das sie in die Straße wollten, drehte sich Ejder auf der Suche nach den beiden Hunden um, doch diese lagen beide auf dem Boden und waren leise wie ein Schoßhündchen – nur ein Hecheln war von ihnen zu hören.

Ejder klopfte dem mit einem Fuß auf dem Tor stehenden Thomas auf die Schulter, sodass dieser sich umdrehte und ebenfalls die beiden Hunde zwischen den Wracks liegen sah. Sofort nahm er den Fuß vom Tor und suchte zusammen mit Ejder nach demjenigen, der offensichtlich den Befehl gegeben haben musste, dass die Hunde sich niederlegen sollten. Aber keine Menschenseele war zu sehen.

Es vergingen einige Sekunden, in denen kein Lüftchen wehte – es herrschte eine Totenstille über dem Hof mit den Wracks, und nur das leise Hecheln der liegenden Hunde drang an ihre Ohren. Plötzlich und ohne Vorwarnung spürte Ejder einen heißen Atem in seinem Nacken, drehte sich um, erschrak bis ins Mark und taumelte vom Tor weg. Auch Thomas drehte sich um, erschrak und stürzte zu Boden. Gebannt vom Bild, das sich ihnen bot, wollten sie erst in Richtung der beiden Hunde laufen, doch diese hatten sich wieder erhoben und bildeten eine Wand, die den einzig verbleibenden Fluchtweg abschnitt. Ejder und Thomas drehten sich mit dem Wissen um, dass die Hunde sich nicht von der Stelle bewegen würden, und sahen Patrick, der auf der anderen Seite des Tors stand, in die Augen, die von normaler, weißer Farbe waren. Aber die beiden waren sich sicher, dass hinter den Augen nicht Patricks Geist die Kontrolle hatte, sondern ein anderer: ein fremder. Die Situation blieb für den Moment angespannt, und Ejder und Thomas blickten sich nach Optionen um, da weder die Hunde noch Patrick Anstalten machten, die Situation aufzulösen oder voranzutreiben. Das nur sekundenlange Warten wurde für die beiden Gefangenen zu einer gefühlten Ewigkeit; erst als sie sahen, dass sich in Patricks Gesicht eine Regung zeigte, wussten sie, dass sich ihre Lage verändern würde.

Doch anders als erwartet, denn ihr Freund lächelte nur perfide, hob sein Kinn und entließ die beiden Hunde aus seiner Kontrolle, die sich unfassbarerweise sogleich wieder hinter die Wracks zurückzogen. Patrick drehte sich währenddessen um und trabte langsam die Straße hinab und gab den Weg frei, sodass Ejder und Thomas über das Tor klettern konnten. Beide fühlten sich geschockt und seltsam leer in ihrem Innern.

»Das war aber ganz bestimmt nicht Patrick!«, sagte Ejder, nachdem sie über das Tor waren und dem fortlaufenden Patrick nachsahen.

»Ganz bestimmt nicht. Hat der mir eine Heidenangst eingejagt, als der plötzlich hinter uns stand!«

»Ja, ich dachte, mir rutscht das Herz in die Hose! Aber dieser Vorfall bringt uns trotz der Riesenangst, die wir hatten, ein Stück weiter.«

»Inwieweit?«, fragte Thomas, der so schnell keinen klaren Gedanken fassen konnte wie Ejder.

»Zum einen haben uns weder Patrick noch die beiden Hunde etwas getan, obgleich wir in der Falle saßen...«

»Und zum anderen?«, fragte Thomas, nachdem Ejder für einen Moment geschwiegen hatte.

»Zum anderen können wir uns sicher sein, dass dies kein Phänomen war, sondern eine Mischform. Patrick war nicht Patrick, aber er hatte keine schwarzen Augen, was bedeutet, dass die schwarzen Augen, sollte es ein Infekt sein, nur ein Merkmal sind, aber kein Phänomen. Dass Patrick aber die Hunde unter Kontrolle hatte, wie er wollte, ist erstaunlich, da ich mich nicht daran erinnern kann, dass er jemals auch nur von Hunden gesprochen hat. Das bedeutet, entweder waren die Hunde ein Phänomen und wie das Feuer nicht real oder die Beherrschung der Hunde durch Patrick war das Phänomen. Was bedeuten könnte, dass die Phänomene auch am Tag existieren, aber aufgrund der vorhandenen Lichteinstrahlung für uns nicht sichtbar sind.«

»Wie das Feuer oder die Blitze im Wald!?!«

»Genau. Wir haben bisher immer nur im Dunkeln etwas gesehen, am helllichten Tag bisher nichts. Aber das ist mit dieser Erfahrung jetzt auch vorbei! Es existiert da draußen eine Macht, die nicht nur Patrick, sondern viele andere Menschen im Griff hat.«

»Was meinst du mit Macht, Ejder?«, fragte Thomas. »Denn wenn du Macht sagst, jagst du mir ein bisschen Angst ein. Erst machst du mich ganz kirre mit dem Gedanken an eine Infektion, gegen die wir uns womöglich nicht mal wehren können, und jetzt sprichst du von einer Macht! Was soll ich mir darunter vorstellen? Etwa eine Person, die die Fäden in der Hand hält und ein Spiel mit uns treibt?«

»Ich kann dir leider keine besseren Antworten geben als die Möglichkeiten, die ich in Betracht ziehe. Beide Erklärungen passen ganz gut, haben aber ihre Schwächen, sodass wir weitere Nachforschungen anstellen müssen, um herauszufinden, was die Hintergründe dieser Veränderungen ist!«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich das alles immer hören will!«

»Weghören ist für uns aber auch keine Lösung!«, meinte Ejder nachdrücklich.

»Von mir aus! Ich will nur ausdrücken, dass ich eine große Angst habe!«, seufzte Thomas. »Gehen wir also jetzt zum verrückten Inder?«

»Ja, da sollten wir als Nächstes hingehen – und auch ich habe eine riesige Angst!«, sagte Ejder und machte sich auf den Weg Richtung Bushaltestation. »Aber wir müssen auf jeden Fall unsere Augen aufhalten, denn wer weiß, wer uns folgt und wer zum Feind gehört.«

»Wenn ich mir die Augen in der Diskothek ansehe, kann ich kaum glauben, dass irgendwer überhaupt noch unser Freund ist. Selbst Patrick hat es erwischt!«

»Du hast recht, Thomas. Vor allem, weil ich nicht abschätzen kann, ob die Kontrolle, die die fremde Macht über Patrick hat, dazu führt, dass sie auch sein Wissen besitzt. Dann würde die neue Macht so viel über uns beide wissen, dass wir uns gar nicht vorwärts bewegen bräuchten, denn sie wüsste schon, wo sie uns zu suchen hätte!«

»Dann können wir nur hoffen, dass wir zum Inder gelangen, ohne allzu große Aufmerksamkeit zu erregen.«

»Das werden wir wahrscheinlich so oder so, die Frage wird sein, wie schnell die gegnerische Macht Wissen und Informationen transportieren kann. Wir müssen uns auf jeden Fall beim Inder beeilen und vor allem darauf hoffen, dass er noch auf unserer Seite steht!«

»Irgendwie klingt das ganze ein wenig nach einem Spionagekrieg aus dem Kino«, meinte Thomas und verspürte eine Adrenalinwelle bei diesem Gedanken.

»Ja, es wirkt so, und wenn ich raten müsste, dann glaube ich nicht, dass es besser für uns wird.«

Mit dieser düsteren Prognose stiegen die beiden in den ankommenden Bus, suchten sich die letzte Reihe aus und fuhren einige Haltestellen, ehe sie in der Nähe des Inders ausstiegen. Erst beim Aussteigen kam Ejder der Gedanke, dass ein Platz nahe am Ausgang sinnvoller gewesen wäre.

Bis zu diesem Zeitpunkt waren beide so sehr voller Adrenalin, dass sie überdreht waren, doch jetzt spürten beide, wie sich eine Gegenreaktion bemerkbar machte. Mit zitternder Hand klingelten sie beim verrückten Inder, der einen eigenen Seiteneingang zu seiner Maisonettenwohnung im Haus seiner Eltern besaß. Durch das Glas in der Haustür konnten Ejder und Thomas sehen, wie Ravindran herangeschlichen kam, sichtlich genervt von der Störung, die sich weder angemeldet hatte noch dass er sie bestellt hatte.

»Könnt ihr mir sagen, was ihr von mir wollt?«, fragte Ravindran in einem genervten Tonfall, der den beiden Besuchern klarmachte, was an der Verrücktheit des Inders dran war und was nicht.

»Hör zu«, sagte Ejder und wollte eine längere Einleitung beginnen, die er sich überlegt hatte, aber es kam ganz anders.

»Ich höre schon seit dem Öffnen der Haustüre zu und allerspätestens nach dem Stellen meiner Frage«, sagte Ravindran, und Thomas musste leicht schmunzeln.

»Wir haben ein Problem und glauben, dass du uns dabei helfen kannst«, blieb Ejder weiter ruhig.

»Was für ein Problem?«, fragte Ravindran und wollte die beiden weiterhin nicht hereinlassen.

»Es geht um Außerirdische!«, sagte Ejder und blickte um sich, ob auch niemand seinen Ausspruch gehört hatte.

Der Inder zögerte für einen Moment und schien über Ejders Aussage nachzudenken. Auf der einen Seite glaubte Ravindran nicht, dass Ejder wirklich über Außerirdische reden wollte, doch auch wenn er Thomas nicht mochte – Ejder konnte durchaus ein interessanter Gesprächspartner sein.

»Na, dann kommt mal rein!«, sagte Ravindran, trat zur Seite und ließ die beiden an sich vorbeiziehen; währenddessen musterte er die beiden Gäste.

Auch diese musterten die kleine Wohnung. Sie war völlig anders, als es sich die beiden vorgestellt hatten. Nur die drei miteinander verbundenen Computer samt Monitoren deckten sich in ihrer Phantasie mit dem Bild, das sie von dem Inder hatten.

»Also, ich muss sagen, dass ich etwas anderes erwartet habe«, sagte Thomas und schien sich keine Gedanken zu machen, in welche Fettnäpfchen er mit einer solchen Aussage treten könnte.

»Was habt ihr erwartet?«, fragte Ravindran. »Dass überall an den Wänden X-Files-Poster hängen, Bilder von Raumschiffen, Fantasy-Bücher oder irgendwelche Filmmasken?«

»Irgendwie schon!«, sagte Thomas und machte dort weiter, wo er bei der letzten Aussage aufgehört hatte.

»Du meinst, du hast mich verrückter eingeschätzt?«, fragte Ravindran und ließ keinen Zweifel daran, dass er von der Oberflächlichkeit Thomas angewidert war.

»Vielleicht nicht verrückt«, sagte Ejder, um die Situation zu entspannen, die sich anzubahnen schien – denn er wusste darum, dass er den Inder noch brauchen würde. »Aber ich glaube, deine Wohnung passt nicht ganz zu dem Bild, das die Leute in der Schule von dir haben. Ich habe das Gefühl, dass eine Menge Vorurteile gegen dich unterwegs sind!«

»Was ja nicht schlimm ist«, sagte Ravindran ohne eine Spur Ironie.

»Wirklich?«, fragte Thomas leicht entsetzt, denn er war in der Schule Zeit seines Lebens darauf bedacht, bei den Mitschülern beliebt zu sein.

»Wenn man ein bisschen als verrückt angesehen wird«, erklärte Ravindran den beiden, »dann wird man selten von Normalos angesprochen und muss sich Small Talk über vermeintliche Aliens anhören, wie ihr es beide gerade versucht. Was wollt ihr von mir? Meine Zeit ist zumindest mir kostbar!«

»Du glaubst also gar nicht an Aliens?«, fragte selbst Ejder erstaunt.

»Ich habe nie behauptet, nicht an Aliens zu glauben«, gab Ravindran zurück und nahm sogleich sein allseits bekanntes dozierendes Verhalten an. »Aber ist denn der Glaube an eine außerirdische Macht verrückt? Ich meine, die Mehrheit der Menschen glaubt an eine göttliche Instanz, viele Menschen glauben an Aliens und manche nicht. Manche glauben an gar nichts, aber das ist nicht die Basis, auf der ich argumentiere. Dort draußen«, fuhr er fort und zeigte symbolisch zum Himmel, wobei Thomas' Blick an der Decke der Wohnung endete, »gibt es Abermilliarden Sterne, auf denen Abermilliarden Zustände existieren. Die Erde hat einen Zustand entwickelt, der dem Leben erlaubt, zu existieren. Andere Formen brauchen vielleicht andere Zustände, oder vielleicht ähnliche. Auf jeden Fall braucht es den berühmten Kohlenstoff. Und Wasser in irgendeiner Form sollte vorhanden sein. Jetzt sagt mir«, sagte Ravindran mit dem Ausdruck seines gesamten Wissens, »wie wahrscheinlich haltet ihr es, dass es extraterrestrische Lebensformen gibt?«

Beide schwiegen, da sie sich gerade selbst die Frage zum ersten Mal richtig stellten, mit all den Erfahrungen der letzten vierundzwanzig Stunden, mit den Filmen, die sie gesehen hatten, den Büchern, den Zeitungen, den angeblichen Beweisbildern, den Verschwörungstheorien – und sie

kamen beide zu der Antwort, dass sie bis gestern nicht ernsthaft an Aliens geglaubt hatten. Aber seitdem sie die schwarzen Augen gesehen hatten, schien ihr Glaube mit einem Mal völlig verändert. »Sieh mal, Ravindran«, sagte Ejder und fand als erstes wieder die Worte, »wir kommen nicht ohne Grund zu dir. Wir haben seit gestern Abend einiges erlebt und können das Erlebte und Gesehene nicht richtig einordnen.«

»Ihr habt was erlebt und es geht um Aliens«, vermutete Ravindran. »Und weil ihr niemanden kennt, dem ihr Fragen in diese Richtung stellen könnt, ohne dass diese Person euch für vollkommen bescheuert hält, dachtet ihr euch, ihr könnt ja mal den verrückten Inder fragen, der schon oft genug gesagt hat, dass er Kosmologie studieren möchte.«

»Vielleicht nicht in diesem zynischen Tonfall«, gab Ejder zurück und fühlte sich ein wenig von dem altklug redenden Inder vorgeführt. »Aber ja, wir dachten uns, wenn es einen Experten für außerirdische Aktivitäten gibt, der nicht direkt an fliegende Untertassen und sonstigen Quatsch glaubt, dann bist du es wohl.«

Ejder hoffte, damit eine Lunte gelegt zu haben, die der Inder anzünden sollte, denn dieser neunmalkluger Junge, der eine Klasse unter ihnen war, schien tatsächlich die einzige reelle Chance zu sein, um schnell eine Antwort darauf zu bekommen, wie wahrscheinlich es war, dass die schwarzen Augen etwas mit einer außerirdischen Aktivität zu tun hatten.

»Gut, du hast mich überzeugt, Ejder«, sagte Ravindran und tat so, als hätte Ejder erst ein gewisses Interesse wecken müssen, und Ejder wollte diese Gelegenheit nutzen, um sein Anliegen vorzutragen.

»Wir haben schwarze Augen entdeckt. Gestern auf der Party zum Schuljahresabschluss.«

»Schwarze Augen!?«, fragte Ravindran ungläubig.

»Ja, schwarze Augen!«, schaltete sich auch wieder Thomas ein, nachdem er lange Zeit geschwiegen hatte – jedoch nicht aus Müdigkeit oder Langeweile, sondern weil er das Gefühl hatte, dass er keinen Zugang zu dem seltsamen Typen bekommen würde, und dass Ejder das gerade viel besser machte.

»Wie meint ihr das – mit den schwarzen Augen?«, fragte Ravindran ein weiteres Mal und zeigte aufkommendes Interesse.

»Wie wir das meinen?«, antwortete Ejder erneut und überlegte sich seine Worte ganz genau, um kein Detail auszulassen. »Vielleicht fange ich damit an, was wir wissen – oder wie wir darauf aufmerksam geworden sind. Gestern Abend war ja die Jahresabschlussfeier für die Schule in der Diskothek – wo du sicherlich nicht warst. Dort gab es wie immer eine Lasershow und die strahlte in mehreren Lichtfrequenzen. Bis hierhin klar?«

»Ich bin nicht auf den Kopf gefallen«, merkte Ravindran ein wenig säuerlich an.

»Sorry!«, sagte Ejder und versuchte, den Faden seiner Erzählung zurückzufinden. »Also, wie gesagt, es gab diese Lasershow und plötzlich sahen wir, wie Patrick – du kennst doch Patrick?«

»Der immer mit euch die Pausen verbringt – mit dem ihr zum Himalaya wollt?«

»Woher weißt du das denn?«

»Hallo!? Vielleicht mag ich ein wenig seltsam wirken, aber wenn drei Jungs von meiner Schule in mein Heimatgebiet reisen wollen, um sich die Gegend dort anzuschauen und um dort wandern zu gehen, dann interessiert mich das.«

»Sorry, noch mall«

»Lassen wir das!«, sagte Ravindran. »Erzähl mir mehr über die schwarzen Augen!«

»Ja, gut. Also, Patrick kam zu uns gelaufen und faselte etwas von schwarzen Augen. Wir begriffen nicht sofort, was er wollte, doch als wir uns die Leute auf der Tanzfläche genauer ansahen, merkten wir, dass sie tatsächlich immer mal wieder völlig schwarze Augen hatten.«

»Verstehe ich euch richtig«, fasste Ravindran die Erzählung Ejders zusammen, »dass ihr mir sagen wollt, dass, wenn eine bestimmte Lichtfrequenz von der Laserbatterie emittiert wird, die Augen schwarz werden, die sonst weiß sind?«

»So genau habe ich das noch nie ausgedrückt«, sagte Ejder. »Aber ja, du hast in allen Punkten recht.«

»Das ist was anderes«, sagte Ravindran, jedoch mehr zu sich selbst als zu den anderen.

»Was meinst du?«, fragte Thomas, nachdem Ejder keine Reaktion auf die Aussage gezeigt hatte.

»Was bitte?«, fragte Ravindran. »Ach so, ich habe... Nun, ich wollte eigentlich sagen, dass ich nicht glaube, dass es etwas Außerirdisches ist.«

»Was ist es dann?«, fragte Thomas.

»Das kann ich nicht sagen, aber ihr müsst mir noch mehr erzählen – vielleicht kann ich euch dann helfen.«

»Ejder?«, fragte Thomas und stupste Ejder an, der eingeschlafen schien.

»Ja!«, sagte Ejder und kniff mit den Augen, bis er realisierte, wo er sich in welcher Situation befand.

»Ejder«, wiederholte Thomas, »was ist los mit dir?«

»Ach nichts«, meinte Ejder. »Ich bin nur irgendwie sehr müde geworden und seitdem ich hier sitze und mich nicht mehr bewege... Aber das ist jetzt nicht so wichtig. Was wolltet ihr von mir?«

»Mehr Informationen!«, sagte Ravindran. »Damit ich euch besser helfen kann.«

»Wo waren wir?«, fragte Ejder mehr zu sich selbst als in den Raum hinein. »Ja, also, wir haben dir erzählt, was wir gesehen haben. Aber das ist bei weitem nicht alles, sondern da gab es noch weitaus mehr...«

Die nächsten zehn Minuten erzählte Ejder das bisher Geschehene und nur selten griff Thomas ein, wenn er einen Aspekt erweitert oder ein wenig anders dargestellt haben wollte. Am Ende waren

aber beide im Großen und Ganzen mit dem Erzählten zufrieden und voller Hoffnung, dass der als verrückt geltende Inder mit einer verrückten Idee hervorkommen würde. Doch zunächst wollte Ravindran weitere Details wissen, fragte auch ungewöhnliche Dinge, über die die beiden noch nicht nachgedacht hatten, und suchte etwas zu trinken für die beiden, als Ejder ihn um etwas Wasser bat. Derweil machte sich der verrückte Inder Gedanken.

»Alles ist ein wenig seltsam«, sagte Ravindran, als er mit einer Flasche Wasser und drei Gläsern wiederkam. »Denn ich muss nach dem Gehörten konstatieren, dass ihr diejenigen seid, die die Phänomene sehen, aber ihr es nicht seid, die die schwarzen Augen haben. Wenn man jedoch die schwarzen Augen als ein Phänomen ansieht, dann würde es wieder auf euch zurückfallen. Eine vertrackte Situation, würde ich meinen.«

»Du hast demnach eher das Gefühl, dass wir beide verrückt sind und Dinge gleichzeitig wahrnehmen, die außerhalb der normalen Wahrnehmung sind?«, fragte Thomas.

»Ich will es mal so ausdrücken«, sagte Ravindran und kehrte zu seiner lehrhaften Stimmlage zurück.

»Es ist wahrscheinlicher, dass ihr beide verrückt seid, als dass alle Menschen einem Phänomen unterliegen – aus welchen Gründen auch immer. Aber die Art, wie ihr mir das Ganze erzählt habt, und die Art, wie normal ihr mir in diesem Augenblick wirkt, lassen mich nicht behaupten, dass ihr verrückt oder wahnsinnig seid! Aber was bitte sollen die schwarzen Augen bedeuten und warum kommen sie nur bei Schwarzlicht vor? Das ergibt für mich keinen Sinn. Die Veränderung der Pupille unterliegt dem Einfall des Lichtes und der gesamte Körper reagiert unterschiedlich auf die verschiedenen Lichtfrequenzen, doch ich habe noch nie von einer derart krassen und schnell vorstattgehenden Veränderung gehört.«

»Haben wir deine Neugier endlich geweckt?«, fragte Thomas mit der Erinnerung an das herzliche Willkommen vom Anfang.

»Ja, ihr habt meine Neugier geweckt«, gab Ravindran zu. »Aber ich kann und will euch jetzt keine Antwort geben und nachher völlig danebenliegen. Dennoch gibt es eine erste Prognose: ich halte die Wahrscheinlichkeit, dass sich die Veränderung in oder bei euch abspielt, bei annähernd zweiundsiebzig Prozent, während ich der Ausrichtung und Vermutung eurer Erzählung eine Wahrscheinlichkeit von siebenundzwanzig Prozent einräume.«

»Das sind aber sehr seltsame Werte«, sagte Thomas.

»Sie kommen aus der Wahrscheinlichkeitstheorie, verbunden mit einigen Elementen, die ich auf der Pro- und Kontra-Seite gesammelt habe. Elf Argumente, jedes gleichgewichtig, da ich noch keine näheren Analysen gemacht habe, drei auf der einen, acht auf der Gegenseite. Daher die Prozente.«

»Und das hast du alles im Kopf ausgerechnet?«

»Ich finde das nicht schwer«, wunderte sich Ravindran seinerseits.

»Das was mich viel eher interessiert«, sagte Ejder und sah Ravindran ins Gesicht, »ist das fehlende Prozent, denn zweiundsiebzig und siebenundzwanzig ergeben neunundneunzig – und nicht einhundert. Dies ist sicher kein Rundungsfehler, oder?«

Erst jetzt erkannte auch Thomas, dass die Rechnung nicht vollständig war.

»Ja, du hast Recht, Ejder«, sagte Ravindran. »Normalerweise stehe ich dafür ein, die Rechnung immer so vollständig wie möglich wiederzugeben, doch in diesem Fall sehe ich die Möglichkeit eines größeren Fehlerterms, der die Gleichung aus dem Gleichgewicht bringen könnte.«

»Was meinst du mit Fehlerterm?«, fragte Thomas, doch ehe Ravindran antworten konnte, setzte Ejder zur Erklärung an.

»Es gibt zwei Szenarien, die unterschiedliche Eintrittswahrscheinlichkeiten haben, und die hat Ravindran eben beschrieben. Aber es gibt auch noch eine dritte Möglichkeit, die wir bisher nicht diskutiert haben.«

»Und die wäre?«, fragte Thomas und war ein bisschen genervt von der Geheimnistuerei der beiden anderen.

»Dass alles wahr ist!«, sagte Ravindran und löste in Thomas ein Wirrwarr der Gedanken aus.

»Wenn alles wahr ist?«, fragte dieser. »Wie kann es denn so etwas geben? Ich dachte, es wäre eben gesagt worden, dass das eine oder das andere... Ich verstehe nur noch Bahnhof!«

»Thomas, es ist im Grunde ganz leicht«, sagte Ejder und hoffte, dass er es Thomas verständlich machen konnte. »Denn wenn wir wahnsinnig sind und andere Dinge sehen und die Menschen sich tatsächlich verändern, wobei wir den Grund noch herausfinden müssen, dann kann das alles zusammenhängen.«

»Ach, das meint ihr«, sagte Thomas und entspannte sich wieder. »Ihr meint, wenn wir die Phänomene sehen, weil sich die Menschen verändert haben, aber nicht in dem Maße, wie wir es im Normalfall hätten tun sollen.«

»Du erstaunst mich immer wieder«, bekannte Ejder. »Eben noch habe ich gedacht, es würde schwer werden, dir das zu erklären, und dann kommst du selber darauf.«

»Ich weiß auch nicht, was mit mir los ist«, sagte Thomas, »vielleicht ist es einfach die Müdigkeit, die meinen Kopf manchmal lähmt.«

»Wahrscheinlich!«

»Weißt du, Ravindran«, sagte Thomas in einem versöhnlichen Tonfall. »Eigentlich finde ich dich ganz cool – du bist nicht so, wie ich mir dich vorgestellt habe, und vor allem halte ich dich für einen klugen Kopf.«

»Das muss ich wohl als Kompliment verstehen«, sagte Ravindran, und Ejder merkte an der leichten Verlegenheit, dass dieses Lob Ravindran zwar nicht unrecht kam, aber dann doch unangenehm war.

»Denkst du bitte noch über unser Problem nach?«, fragte Ejder in Richtung des Inders, als die Unterhaltung ins Stocken geriet. »Und meldest dich, wenn dir etwas einfällt oder du über irgendetwas stolperst, was uns helfen könnte?«

»Mach ich natürlich«, sagte Ravindran.

»Ich gebe dir meine Handynummer, dann kannst du mich jederzeit erreichen.«

»Gebt mir eure beiden Nummern«, sagte Ravindran und öffnete eine Datei auf seinem Computer.

»Falls ich einen nicht erreiche, habe ich noch eine andere Möglichkeit.«

Als nur Ejder sein Handy hervorkramte, sah Ravindran zu Thomas und erwartete eine Reaktion, aber keine kam. Als dann aber Ejder seine und Thomas' Nummer vorlas, konnte sich der Inder denken, warum.

»Dann wollen wir dich nicht weiter belästigen«, meinte Ejder, stand auf und verabschiedete sich von Ravindran auf dem Weg zur Tür. Auch Thomas, der beim Eintreten in diese Wohnung skeptisch schien, dankte Ravindran für das Zuhören und das Versprechen, den beiden helfen zu wollen. Dann traten sie aus dem Haus, hinein in die nachmittägliche Sonne, und gingen einige Schritte Richtung Straße.

»Ich bin müde«, sagte Thomas. »Lass uns nach Hause gehen und eine Mütze voll Schlaf nehmen!«

»Wir können nicht nach Hause gehen«, sagte Ejder und hielt Thomas an dessen Shirt fest.

»Warum nicht?«

»Weil wir uns dort nicht sicher fühlen können!«

»Du machst Scherze, oder?« fragte Thomas und schien sich keine ernsthaften Gedanken gemacht zu haben. »Glaubst du, dass unsere Eltern und Geschwister...«

»Ach was«, winkte Ejder ab. »Das gerade nicht, aber hast du nicht das wissende, wirklich tief fiese Lächeln von Patrick gesehen? Der heckt doch irgendetwas aus! Vielleicht will er, dass wir nach Hause zurückkommen – vielleicht beobachtet er unsere Häuser und...«

»Und was?«, fragte Thomas, als Ejder für einen Moment schwieg. »Glaubst du im Ernst, Patrick hat die Mächte der Finsternis zusammengerufen, damit sie uns gewaltsam abschlachten, während wir schlafen?«

»Sag mal Thomas, seit wann erzählst du eigentlich so einen Quatsch?«, fragte Ejder und blickte Thomas fest in dessen müden Augen. »Bisher haben uns unsere Feinde nur Angst eingejagt, aber nicht richtig angegriffen – wenn sie überhaupt unsere Feinde sind, woran ich immer mehr zweifle. Was aber mit Patrick ist, da habe ich keine Ahnung. Aber ich will auch nicht riskieren, dass wir uns für die Nacht trennen oder ich bei dir oder du bei mir übernachtet, und Patrick macht doch irgendetwas, mit dem wir nicht rechnen! Ich habe keine Ahnung, was wir machen sollen, aber ich halte es für falsch, zu dir oder zu mir zu gehen!«

»Ist ja gut, Ejder«, sagte Thomas selbst ratlos, »aber was sollen wir machen? Wir müssen unseren Eltern Bescheid geben, sonst wird erst recht jeder wissen, dass wir nicht zu Hause sind.«

»Du hast recht«, sagte Ejder und dachte über das Problem nach, zu dem er bisher keine Lösung gefunden hatte. »Wir sprechen nachher darüber! Zuerst müssen wir mal...«

»Ich habe aber keine Lust, später darüber nachzudenken, wenn ich jetzt müde bin und mich irgendwo schlafenlegen will«, moserte Thomas herum.

Da die beiden Jungs immer noch in Reichweite des Hauses des Inders waren, aber tief in Gedanken waren, merkten sie nicht, wie Ravindran die Türe geöffnet hatte und zu ihnen getreten war.

»Worüber denkt ihr nach?«, fragte er, und Thomas und Ejder erschrakten bis ins Mark.

»Bist du verrückt?«, schrie Thomas den Herangekommenen an. »Uns so zu erschrecken!? Mir ist fast das Herz in die Hose gerutscht!«

»Entschuldigung«, sagte Ravindran, ohne dass seine Stimme auch nur den Hauch einer Schuldhaftigkeit verspüren ließ. »Aber ganz gleich, was ich gesagt hätte, ihr hättet euch erschreckt, also warum sollte ich nicht...«

»Ist gut, Ravindran«, sagte Ejder und wollte den ganzen Zwischenfall abkürzen. »Was willst du von uns?«

»Ich wollte euch nur das hier geben«, sagte Ravindran mit einem Lächeln in Richtung Thomas und zog einen Pointer-ähnlichen Gegenstand aus seiner Hosentasche. »Den habe ich irgendwann mal vor Jahren gebastelt. Mit dem kann man verschiedene Lichtspektren erzeugen, darunter auch Schwarzlicht – das, was ihr braucht, um nachzuweisen, ob ein Mensch schwarze Augen hat. Ich glaube ja immer noch nicht an eure Geschichte, aber ihr könnt den ja mal ausprobieren.«

»Danke«, sagte Ejder und nahm den Gegenstand in die Hand. »Und damit soll ich einfach in die Augen von anderen Menschen leuchten?«

»Theoretisch schon!«, antwortete Ravindran.

»Das heißt aber auch, dass die Menschen damit einverstanden sein müssen«, sagte Ejder.

»Das müssen sie auch, wenn wir den anderen Pointer erhalten, den du bestellt hast!«, meinte Thomas und brachte ein Problem auf den Tisch, das bisher nicht diskutiert worden war.

»Dürfen wir es an dir ausprobieren?«, fragten die beiden Ravindran, und obgleich dieser im ersten Moment kritisch von einem zum anderen blickte, nickte er und ließ die Prozedur über sich ergehen. Zunächst kam scheinbar kein Schwarzlicht, sondern andere Lichtspektren, denn Ravindrans Pupille reagierte zwar, aber die Augen wurden nicht im Gesamten schwarz. Ejder hielt den Pointer mehrere Augenblicke lang im Auge und hoffte, den Inder damit nicht im Auge zu verletzen, doch ihm war auch bewusst, dass es keine bessere und vor allem keine freiwilligere Testperson geben würde.

»Du scheinst sauber zu sein«, sagte Thomas, der die ganze Zeit über dem Inder fest ins Auge gesehen hatte, als sich plötzlich seine Augen verwandelten und für einen winzigen Moment ganz schwarz wurden. Beinahe hätte Thomas geschrien, doch er konnte sich noch rechtzeitig bremsen. Auch Ejder musste sich unter Kontrolle halten und machte einfach weiter.

»Ich glaube auch, dass ich in Ordnung bin«, sagte Ravindran ruhig und seiner Stimme war keinerlei Stress zu entnehmen. »Außerdem hältst du mir jetzt schon lange genug den Strahl in die Augen – da solltest du ja mittlerweile was gesehen haben, oder nicht?«

»Ja, das sollte ich wohl!«, sagte Ejder mit der größtmöglichen Sicherheit in der Stimme, zu der er fähig war. »Aber zum Glück gab es nichts zu sehen.«

»Na wenigstens kann ich behaupten, dass ich gesund bin«, meinte der Inder. »Das Ding könnt ihr behalten, ich brauche ihn sowieso nicht mehr!«

»Danke für deine Hilfe«, sagte Ejder und musste mehrfach schlucken, um die Worte hervorzubringen. »Und danke, dass du dir die Zeit genommen hast, um...«

»Ach, das ist doch nicht die Rede wert«, winkte Ravindran ab. »Für eine gute Geschichte bin ich immer zu haben!«

Er wollte sich bereits umdrehen, als ihm noch etwas einfiel.

»Eben, als ich euch erschreckt habe, da dachtet ihr doch über ein Problem nach, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Thomas und suchte nach einer Erklärung, was Ravindran wohl wissen wolle.

»Kann ich euch bei dem Problem helfen?«, fragte Ravindran und schien wirklich an einer Lösungshilfe interessiert zu sein.

»Nein, das bekommen wir schon alleine hin«, sagte Thomas und wollte Ejder gerade zum Gehen animieren.

»Vielleicht doch«, sagte Ejder hingegen und ließ das Blut in Thomas' Körper gefrieren. Wollte Ejder wirklich mit dem unbekanntem Feind konspirieren? Wollte er wirklich Ravindran, der nachweislich schwarze Augen hatte, ihre Strategie verraten? Hatten sie überhaupt eine?

»Hör zu«, sagte Ejder weiter. »Wir haben ein kleines Problem: Patrick ist auch einer von der Gegenseite und wir können daher nicht nach Hause zurückkehren, müssen aber nach Hause, weil unsere Eltern sonst Alarm schlagen würden.«

»Ich verstehe euer Problem«, sagte Ravindran, und nun kochte das Blut in Thomas' Adern, sodass er kurz vor einem Schwindelanfall stand, als er Folgendes hörte: »Ruft doch einfach zu Hause an und sagt euren Eltern, dass ihr bei Patrick schlaft! Das sollte eigentlich funktionieren!«

»Das ist eine fantastische Idee«, sagte Ejder und blickte zu Thomas, der ein Zeichen machte, dass er gehen wollte. »Damit können wir uns herausreden! Danke, Ravindran, für deinen Tipp und ach ja, danke nochmal für den Pointer. Mach's gut!«

»Seid vorsichtig da draußen«, warnte Ravindran die beiden. »Man kann nie wissen, wann Fiktion zur Realität wird!«

Die beiden sahen dem Inder hinterher, wie er in seine Wohnung zurückkehrte und verschwand. Die Zeit, zumindest jene, die Ejder und Thomas empfanden, schien stillzustehen, ehe Thomas Ejder anstieß und diesen fragte, ob er gerade richtig gehört hätte.

»Ich denke schon«, sagte Ejder, nicht sehr überzeugt.

»War das eine versteckte Warnung?«

»Kann ich dir nicht sagen! Bis eben dachte ich auch, dass Ravindran nichts von seinen schwarzen Augen wusste, denn er verhielt sich vorher und nachher nicht anders.«

»Was aber nicht bedeutet, dass er von seinen schwarzen Augen nicht vorher schon wusste. Ich meine, wir kennen ihn nicht gut genug, als dass wir ihm vertrauen könnten – außerdem wissen wir nicht, wie er vorher war. Wir kennen ihn ja kaum!«

»Das stimmt schon, Thomas! Aber auf jeden Fall hat er uns eine Möglichkeit aufgezeigt, nicht nach Hause zu müssen und dennoch eine Ausrede für unsere Eltern parat zu haben. Dass die bei Patrick oder dessen Eltern anrufen, das halte ich für ausgeschlossen.«

»Vielleicht ist es aber auch eine Falle«, meinte Thomas. »Denn ich muss sagen, dass wir zwar bisher nicht angegriffen, aber doch in so manche Falle gelockt wurden – das ist doch auffällig.«

»Um das herauszufinden«, gab Ejder zurück, der den Gedanken von Thomas als vollkommen richtig empfand, »müssen wir aber so handeln, wie Ravindran uns empfohlen hat, denn dann wissen wir spätestens morgen, dass wir in eine Falle getappt sind! Und lernen daraus, mehr über unsere vermeintlichen Gegner zu wissen!«

Während beide zur nahen Bushaltestelle gingen und auf den Bus warteten, testeten sie sich gegenseitig und fanden heraus, dass sie beide nicht infiziert waren. Obwohl sie es mehrfach an sich versuchten, stellte sich keine schwarze Veränderung an ihren Augen fest.

Etwas beruhigt nahmen sie ihre Handys hervor und gaben ihren Eltern Bescheid, dass sie an diesem Abend bei Patrick übernachten würden – was angesichts ihrer engen Freundschaft keine Seltenheit war. Wie erwartet wünschten die Eltern viel Spaß und fragten nicht weiter nach den Beweggründen. Nur Ejders Vater wollte wissen, ob er am nächsten Tag zum Mittagessen erscheinen würde, doch auch diesen Termin ließ Ejder am Telefon offen.

Zusammen fuhren sie zum Hauptbahnhof zurück und während sich Ejder über die weiteren Schritte Gedanken machte, schlief Thomas im Sitzen ein. Schnarchend stützte er seinen Kopf an der Fensterscheibe und wachte selbst dann nicht auf, wenn der Bus anhielt oder ruckelnd wieder anfuhr.

Ejder war in Gedanken versunken und Thomas schlief, als der Bus einen spürbaren Schlag bekam und Ejder das Gefühl hatte, dass der Bus über einen mächtigen Hubbel auf der Straße gefahren

sei. Noch bevor Ejder sehen konnte, über welchen Hubbel sie gefahren waren, fuhr der Bus über den nächsten und begann zu schaukeln, denn jetzt wurden die Überfahrungen immer häufiger. Der Bus schwankte so hin und her, dass selbst der tief und fest schlafende Thomas aufwachte und verwundert zu Ejder blickte.

»Ich habe keine Ahnung, wo wir uns gerade befinden«, sagte Ejder und suchte mit seinem Blick die Umgebung ab, die aber nicht ungewöhnlich schien – sie waren auf der normalen Straße zurück in die Innenstadt.

»Vielleicht ist der Bus kaputt«, sagte Thomas verschlafen, rieb sich die Augen und während Ejder versuchte aufzustehen, um nach vorne zu gelangen, blickte Thomas aus dem mit Dreck verschmierten Heckfenster und sah etwas, das sein Blut auf eine ähnliche Art und Weise erfrieren ließ wie der Moment, als Ejder Ravindran vor dem Haus um Hilfe bat.

»Ejder«, stammelte Thomas mit gebanntem Blick nach draußen.

»Ja«, hörte er die schwankende Stimme Ejders, der wieder zurück zu ihm kam.

»Das glaubst du nicht!«, sagte Thomas und hielt seinen Blick starr aus dem Fenster.

Nun kam auch Ejder hinzu, kniete sich auf die Rückbank und sah, warum der Bus so schaukelte. Das, was Ejder als Straßenhubbel vermutet hatte, waren in Wirklichkeit...

Thomas musste sich umdrehen, weil ihm schlecht wurde. Zum Glück war sein Magen leer, sonst hätte er dessen Inhalt über die nächsten zwei Sitzreihen verteilt – so würgte er Galle und verzog das Gesicht, als hätte er auf eine saure Zitrone gebissen.

Ejder löste derweil seinen Blick von der Straße und lief durch den Bus nach vorne, um den Bus zu stoppen.

»Halt«, schrie er durch den Bus und wurde der Menschengruppe gewahr, die sich vorne versammelt hatte und ihm den Weg zum Busfahrer versperrte. Alles wackelte und alle Menschen im Bus schrien auf einmal durcheinander, sodass Ejder sein eigenes Wort nicht mehr verstand. Er merkte nur, wie der Bus immer weiter über Menschenkörper fuhr, die ihn ins Schwanken brachten.

Endlich scherte der Bus zum Seitenrand, hielt an einer Bushaltestelle und öffnete die Türen, sodass die Masse an Menschen rausströmen konnte. Einige erbrachen noch auf dem Gehweg, andere setzten sich hin. Ejder sprang aus dem Bus und lief in Richtung Heck, als er erkannte, dass Thomas noch im Bus saß.

Schnell entschied sich Ejder, hinten erneut in den Bus einzusteigen, der nun in beide Richtungen leer war. Er fand Thomas in der letzten Reihe, zog diesen nach oben und wollte ihn aus dem Bus ziehen, als dieser die Türen schloss und Anstalten machte, wieder loszufahren.

Geistesgegenwärtig ließ Ejder seinen Freund in eine Bank in der Nähe der Tür gleiten und lief nach vorne, um mit dem Busfahrer zu sprechen, doch als er diesem ins Gesicht sah, schrak er zurück, denn der Busfahrer war kein Mensch mehr. So schien es zumindest Ejder, und ohne dass er sich

weitere Gedanken um den Busfahrer machte, ging er einige Schritte zurück, zerschlug ein kleines Sichtfenster und löste den Not-Aus aus, sodass der Bus trotz beständigem Gasgebens des Fahrers langsamer und langsamer wurde, ehe er zum Stillstand kam.

Sofort machte sich Ejder erneut auf den Weg zu seinem Freund. Er wollte die hintere Türe mit dem Notverschluss öffnen, doch mit einem Mal packte ihn eine handähnliche Form an der Schulter und zog ihn im Laufen zurück, sodass er auf den Rücken fiel. Mit dem Kopf auf den Boden aufschlagend, verlor Ejder schlagartig das Bewusstsein.

Erst in diesem Moment erwachte Thomas vollständig, als er sah, was diese Gestalt, die vormals der Busfahrer war, mit seinem Freund machte.

»Lassen Sie meinen Freund gehen oder ich zeige Ihnen, was eine Harke ist«, hörte sich Thomas sagen und wusste bereits während des letzten Wortes, dass das ein einziger Fehler gewesen war.

Wohin sollte er fliehen, da der Bus nach allen Seiten zu war und es den Anschein machte, dass die Zeit nicht ausreichen würde, um eine Tür oder ein Fenster einzuschlagen? Um die größtmögliche Distanz zwischen sich und dem Etwas zu bringen, sprintete Thomas in die letzte Reihe des Busses, zwang sich in die Ecke hinein und drückte den Rücken so fest an den Busrücken, dass es weh tat. Aber diese Schmerzen schienen nichts im Vergleich zu dem zu sein, was diese Kreatur mit ihm vorhatte.

Schritt für Schritt kam sie näher und Thomas hoffte inständig, dass Ejder aufwachen und ihm etwas einfallen würde, doch mit jedem weiteren Schritt der Kreatur merkte Thomas, dass er auf sich alleine gestellt war.

Ihm brach der Angstschweiß aus und er verlagerte seine Hoffnung aufs Schreien, schrie so laut er konnte, doch wer sollte ihn hören? Niemand schien in der Nähe zu sein, um seine Hilfeschreie zu hören!

Als die Kreatur bereits sehr nahe herangekommen war und sich in die letzte Bank hineindrehen wollte, sah Thomas an ihr vorbei und bekam zum ersten Mal Ejder seit dem Niederschlag zu sehen – doch dieser lag weiterhin mit dem Rücken auf dem Boden und regte sich keinen Millimeter. Er war ohnmächtig, so viel war auch Thomas jetzt klar, und ihm selbst wurde es schwindelig bei dem Gedanken, dass diese Kreatur in wenigen Augenblicken ihre ekligen Hände nach ihm ausstrecken würde.

Und dann passierte es – Thomas wurde ohnmächtig und ergab sich innerlich seinem Schicksal, dessen Zeuge er nicht werden wollte. Was auch immer diese Kreatur mit ihm anstellen würde, sollte ein Geheimnis bleiben, in das Thomas nicht eingeweiht werden wollte, und wenn es seinen Tod bedeutet hätte, wäre das Ende wenigstens ohne große Schmerzen über die Bühne gegangen. Doch dann...

Als Ejder wieder aufwachte und den Kopf hob, merkte er, wie ein Schmerz durch seinen Kopf fuhr, sodass er den Kopf direkt wieder auf den Boden legte. Sein Rücken fühlte sich wie ein einziger Schmerzbereich an und irgendetwas auf dem Boden drückte in seine Lende.

Irgendwie musste es ihm gelingen, aufzustehen, ohne allzu viele Schmerzen zu haben, und er versuchte es langsam, Stück für Stück, bis ihm plötzlich einfiel, was geschehen war. Sogleich ignorierte er die Schmerzen, versuchte aufzustehen und erhielt postwendend die Quittung für sein unbedachtes Handeln. Am ganzen Körper schien es nicht eine Stelle zu geben, die keine Schmerzen ausstrahlte. Völlig wach von den Schmerzen wurde er einer seltsamen Gestalt gewahr, die in der letzten Reihe des Busses saß und nach vorne zu Ejder blickte. Die Gestalt spielte mit einem Gegenstand, den Ejder sogleich als den Schwarzlicht-Pointer identifizierte, den sie von Ravindran erhalten hatten.

»Woher hatte diese Kreatur den Pointer?«, fragte sich Ejder. »Und wo ist Thomas?«

Ein wilder Schrecken durchfuhr seinen Körper, der den Schmerz weiter nährte. Nur mühsam konnte er einen Schritt vor den anderen machen, stützte sich an jeder Sitzbank ab und hangelte sich auf diese Art und Weise nach hinten.

Die Gestalt machte keinerlei Anstalten, Ejder am Herankommen zu hindern oder ihn anzugreifen. Als Ejder nahe genug herangekommen war, sah er, wie Thomas bewusstlos in der Ecke der letzten Bank lag. Der Schockmoment, dass Thomas tot sein könnte, verflog schnell, als Ejder ein regelmäßiges Atmen vernahm.

Seltsamerweise hatte Ejder das Gefühl, dass keine ernsthafte Gefahr von der seltsamen Gestalt ausging. Ja, sie hatte ihn an der Schulter festgehalten und Thomas war bewusstlos, aber hatte die Kreatur diese Bewusstlosigkeit beabsichtigt oder wollte sie sich nur den Pointer ansehen, den sie gerade in der Hand hielt?

Wusste die Gegenseite – denn jetzt war es offensichtlich, dass es einen Gegner gab –, dass sie eine Methode hatte, um Freund vom Feind zu unterscheiden? Wollte sie sich davon überzeugen, was es ist und wie es funktioniert? Und ob es eine Gefahr darstellte?

Ejder war sich keinesfalls mehr sicher darüber, was in den letzten Minuten geschehen war und wie er das Ganze einzuordnen hatte. Ohne die Gefahr einer möglichen Attacke vollständig zu vergessen, rutschte er in die vorletzte Bank hinein, beugte sich mit seinem Körper über die Lehne und schüttelte Thomas leicht an der Schulter, sodass dieser aufwachte. Immer mit dem Blick auf die Gestalt, die aber weiterhin keine Anstalten machte, irgendwie einzugreifen. Ejder sah, wie Thomas wacher wurde und sich an die Seitenwand des Busses presste, als er erkannte, dass die Kreatur direkt neben ihm saß.

»Bleib ruhig«, flüsterte Ejder zu Thomas. »Ich habe keine Ahnung, was diese Kreatur will, aber sie scheint mit dem Pointer zufrieden zu sein.«

Mittlerweile hatte die Gestalt herausgefunden, was die Funktionsweise des Pointers war, und indem sie beständig auf den Knopf drückte, schien sie mit dem Ergebnis zufrieden zu sein – wenn man denn davon sprechen konnte, dass diese Gestalt zufrieden war.

»Sieh sie dir an, Thomas!«, flüsterte Ejder weiter, »Irgendwie erinnert mich diese Kreatur an ein Kind, das gerade zum ersten Mal entdeckt, dass die Welt komplexer ist, als es im ersten Moment den Anschein macht.«

Beide, Thomas und Ejder, beobachteten die Kreatur, wie sie zunächst begann, dem Lichtstrahl zu folgen, ehe sie diesen herumtanzen ließ, sodass eine Art kleine Disco-Vorstellung daraus wurde.

»Ich komme mal zu dir rübergeklettert«, hauchte Thomas zu Ejder, der aus der Bank glitt, um Thomas den Platz zu machen.

Auch bei diesem Manöver sah es so aus, als würde sich die Kreatur weiterhin nur für den Laserpointer interessieren. Sie ließ die beiden Jungs gewähren, die sogleich nach vorne schlichen – immer mit dem vermeintlichen Gegner im Augenwinkel.

Da der Nothahn keine Wirkung hatte, schlugen sie mithilfe des Nothammers eine Scheibe einer Tür ein. Mit den Schuhen traten sie den Rest an gefährlichem Glas fort, und plötzlich öffnete sich die Türe dann doch automatisch und gab den Weg aus dem Bus frei. Thomas war bereits auf die Straße getreten, auf der das zerbrochene Glas lag, als Ejder ein letztes Mal zur Gestalt in der letzten Sitzreihe blickte und sich fragte, warum er eigentlich vor der Gestalt Angst hatte. Er nahm seinen Mut zusammen, trat erneut in den Gang und ging auf die Gestalt zu.

»Bist du verrückt geworden?«, schrie Thomas ihm hinterher und war bereits wieder im Bus, doch Ejder war schon zu weit hinten, als dass der Freund ihn von dieser Begegnung hätte abhalten können.

Thomas blieb stehen und sah, was sein Freund machte. Indem Ejder seine Hand ausstreckte und der Kreatur ins Gesicht blickte, geschah das Außergewöhnliche und für Thomas nicht Erwartbare, denn die Kreatur machte keine feindlichen Bewegungen, sondern händigte den Pointer Ejder wieder aus, als wäre es das Natürlichste der Welt. Ejder nickte leicht, drehte sich um und ging völlig ruhig zu Thomas. Gemeinsam stiegen sie aus dem Bus.

»Du bist der verrückteste Mensch, den ich je kennengelernt habe«, sagte Thomas. »Du hast eine solche Meise, dich mit dieser Kreatur anzulegen, um sie dann auch noch um den Pointer zu bitten. Und dass die ihn dir auch noch gibt!«

»Ach du meine Güte«, schrie Ejder mit einem Mal und nun erinnerte sich auch Thomas, warum sie den Bus ursprünglich zum Stehen gebracht hatten.

Die Straße hinter dem Bus war gepflastert mit überrollten Leichen. Sofort schossen die Erinnerungen an das Darüberfahren in beiden hoch, und Thomas musste erneut würgen. Doch auch dieses Mal kam nichts als Galle dabei hoch.

Ejder versicherte sich, dass Thomas alleine klarkam, und lief los. Die erste Leiche erreichend, fragte er sich nicht, ob diese noch am Leben war, denn der Brustkorb war so sehr zerdrückt, dass dort niemals eine funktionierende Lunge hineingepasst hätte.

Die nächste Leiche schien anders erfasst worden zu sein, sie lag länglich und schien nur durch den Mund zu bluten. Ejder beugte sich zu ihr herab, um ihren Puls zu fühlen, doch dann wurde ihm gewahr, dass diese Person vom Bus frontal erfasst worden war, wobei das Rückgrat gebrochen sein musste – der ganze Körper hatte einen Knick, den er im ersten Moment nicht bemerkt hatte.

Er ging einige Schritte weiter, wie im Taumel, ohne genau zu wissen, was er bei diesen offensichtlich toten Menschen wollte, als er eine Mutter mit ihrem Baby sah. Beide waren ebenfalls vom Bus erfasst und überrollt worden, doch das Seltsame an diesem Umstand war weniger, dass es eine Mutter mit ihrem Kind war, sondern dass das eine Auge des toten Babys einen schwarzen Schatten hatte, sodass Ejder gehörig Angst bekam, denn wenn auch die folgende Generation bereits infiziert war...

Doch plötzlich kam die Sonne, die zwischenzeitlich hinter einer Wolke verschwunden war, wieder hervor und leuchtete die Szene mit gleißendem Licht aus, was dazu führte, dass sich der Schatten vom Auge des Kindes verzog und es wieder unter diesen Umständen normal aussah.

Nun kam auch Thomas an ihre Seite. Die Würgeattacken waren zunächst vorbei, und als Ejder aus der Hocke hochdrückte, blickten sie sich entsetzt an. Soweit das Auge reichte, lagen Leichen auf der Straße, zermatschte Köpfe und andere Gliedmaßen, Blutlachen und andere menschliche Exkrememente, die aus den Wunden austraten, als wäre eine Wurst im Darmmantel geplatzt. Ejder wandte seinen Blick ab und ging zu der Bushaltestelle, suchte sich eine Bank und setzte sich hin, den Kopf in die Hände gestützt.

»Weißt du, was mir auffällt?«, fragte Thomas, als er sich neben Ejder gesetzt hatte.

»Nein, was?«

»Dass hier keine Menschenseele ist. Wie damals im Wald, als wir uns gewundert haben, wo denn die Menschen hin sind. Ich meine, hier sind, was weiß ich wie viele Menschen, überrollt worden und normalerweise würde ich einen Haufen Schaulustiger erwarten! Oder zumindest einige Reporter, die Fotos machen, Polizei und Krankenwagen, die Feuerwehr wegen des Busses. Aber nichts – es ist, als wäre diese Straße ausgestorben, als wären alle Menschen überfahren worden.«

»Du meinst also, dass dies auch ein Phänomen ist?«, fragte Ejder verwundert und versuchte, den Kopf, der unendlich schmerzte, zu heben.

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht.«

»Das hilft uns nicht weiter!«

»Ich weiß«, gab Thomas zu. »Faktisch liegen hier Leichen und da du sie berührt hast – zumindest eine –, müsste man eigentlich davon ausgehen, dass das hier alles real ist. Aber hast du die Kreatur im Bus gesehen? Die sah aus, als wäre sie aus einem Horrorkabinett entflohen.«

»Vielleicht war sie das auch!«

»Mach bitte keine Scherze!«

»Doch! Vielleicht hast du recht und es ist viel einfacher, als wir denken!«, meinte Ejder. »Denk doch mal nach: Diese ganze Busfahrt war doch wie eine Fahrt in einem Horrorkabinett! Dort fährt man auch an Figuren vorbei, wird erschreckt, findet irgendwann einen Ausweg und...«

»Und lässt sich von einer seltsam aussehenden Kreatur einen Laserpointer wiedergeben, den sie mir aus meinen Taschen entwendet hat?«, vervollständigte Thomas den Satz. »Und was hat das dann alles zu bedeuten?«

»Ich habe keine Ahnung«, gab Ejder zu. »Das einzige, was ich weiß, ist, dass ich grausame Kopfschmerzen habe!«

»Zumindest haben wir den Pointer wieder«, sagte Thomas und legte einen Arm um die Schulter seines Freundes, der weiterhin gebückt saß. »Das war ganz schön mutig, dass du noch mal zu dieser Kreatur gegangen bist!«

»Eigentlich nicht«, sagte Ejder. »Denn ich hatte mir schon gedacht, dass sie uns nicht angreifen würde, nachdem mir klar wurde, dass sie dich verschont hatte und eigentlich nur den Laserpointer untersuchen wollte.«

»Aber du warst doch ohnmächtig!«

»Vielleicht wollte die Kreatur mit mir kommunizieren und hat mich an der Schulter gepackt, ohne zu wollen, dass ich nach hinten falle! Ich glaube, diese Kreatur wollte nur etwas wissen – mehr nicht. Sie hatten kein Interesse, uns größeren Schaden zuzufügen! Da bin ich mir sicher!«

»Die Frage, die sich dann aber stellt, ist doch, ob sie jetzt das Wissen hat und ob dieses Wissen eine Gefahr für uns bedeutet.«

»Gute Frage, Thomas«, gab Ejder zu. »Denn da die Kreatur mir den Pointer freiwillig zurückgab, gibt es eigentlich nur zwei Möglichkeiten: Erstens glaubt sie nicht, dass dieses Teil irgendwie gefährlich ist, oder zweitens hat sie die Funktionsweise verstanden, und der Feind weiß nun, dass wir über eine Methode verfügen, Freund vom Feind zu unterscheiden. Ich glaube, dass wir das auch erst herausfinden, wenn wir auf das nächste Phänomen treffen.«

»Die Kreatur ist fort«, sagte Thomas und Ejder glaubte ihm, ohne selbst den Blick auf den Bus zu richten. »Und auch die Leichen verblassen.«

Dieser Umstand zog Ejders Interesse auf sich und trotz der stechenden Kopfschmerzen sah er, wie eine nach der anderen Leiche verblasste und sich im Nichts auflöste – nun war klar, dass es sich bei diesen Leichen auch nur um ein Phänomen gehandelt hatte.

»Das war das erste richtige Phänomen am helllichten Tag!«, meinte Ejder und blickte Thomas fest in die Augen. »Wir können also nicht mehr davon ausgehen, dass uns Tageslicht vor einem Phänomen schützt – wir müssen davon ausgehen, dass überall und zu jeder Tageszeit etwas auf uns lauern kann, von dem wir nicht wissen, ob es real oder Fiktion ist.«

»Sag das noch mal!«

»Was denn?«

»Das mit dem Wir wissen nicht...«

»Dass wir davon ausgehen müssen, dass überall etwas Gefährliches uns auflauern kann, weil wir nicht wissen, ob es real oder Fiktion ist?«

»Hatte das nicht auch Ravindran so ausgedrückt?«

»Kann sein. Vielleicht sage ich das auch nur, weil ich es von ihm gehört habe! Du solltest so einem Ausdruck keinen allzu großen Umstand beimessen.«

»Und dennoch ist es seltsam.«

»Was denn?«, fragte Ejder und schien für einen kurzen Moment seine Kopfschmerzen vergessen zu haben, da Thomas anscheinend eine wichtige Idee hatte.

»Ich weiß nicht«, begann Thomas, nun selbst zweifelnd. »Aber ist es nicht seltsam und auffällig, dass Patrick so komisch wissend gelächelt hat, und dass uns Ravindran extra noch mal fragte, ob er uns bei einem unwichtigen Problem helfen könne, und dass diese Kreatur nur wissen wollte, wie der Pointer funktioniert? Irgendwie habe ich das Gefühl, dass wir von allen in unserer Umgebung ausspioniert werden! Wir geben jedem auch noch bereitwillig Antwort! Und am Ende sind wir vielleicht die Dummen, weil irgendetwas passiert, was wir hätten verhindern können! Einfach nur deswegen, weil wir zu viel von uns preisgegeben haben.«

Ejder brauchte eine Weile, um die Thomas Aussage zu durchdenken, in der Hoffnung, eine Antwort zu finden, die ihnen beiden nicht die Aussicht raubte, dass diese ganze Geschichte gut für sie enden würde.

»Das Problem ist«, sagte Ejder, »dass wir keine Ahnung haben, was hier vorgeht – und scheinbar weiß es niemand. Was können wir also machen, wenn wir herausfinden wollen, was vor sich geht? Wir müssen unsere Informationen so einsetzen, dass wir wiederum andere bekommen. Es ist wie ein Puzzlespiel, in dem es darum geht, welche Seite von beiden Kontrahenten zuerst den Bogen rausbekommt, wie das Puzzle zusammengesetzt ist.«

»Du sprichst in Rätseln!«

»Schau mal, Thomas: Die Gegenseite scheint ein Interesse daran zu haben, uns und unsere Gegenstände, wie den Pointer, genauer unter die Lupe zu nehmen. Wir stellen aber gleichzeitig fest, dass sie noch kein Interesse hat, uns gefährlich zu werden. Das bedeutet, wir besitzen noch

etwas Zeit, um mehr herauszufinden, und die sollten wir auch nutzen! Denn wer von uns beiden weiß schon, vor welche Herausforderungen wir noch gestellt werden!«

»Ich weiß nur, dass meine aktuell größte Herausforderung meine Müdigkeit ist«, sagte Thomas und gähnte so laut und ansteckend, dass auch Ejder gähnte.

»Es war ein langer Tag bis hierher und bald geht die Sonne unter«, meinte Ejder nach einigen Momenten, in denen sie die Straße rauf und runter abgesucht hatten, ohne etwas Besonderes festzustellen. »Wir sollten uns einen sicheren Platz zum Schlafen suchen, denn wir müssen darauf vorbereitet sein, dass diese Nacht wieder Phänomene auftreten, die uns davon abhalten werden, genug zu schlafen.«

»Wo willst du denn übernachten?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Wie wäre es denn bei mir?«, fragte eine weibliche Stimme hinter ihnen. Thomas und Ejder erschrecken so sehr, dass sie schlagartig hellwach waren, aufsprangen, sich umdrehten und in das lächelnde Gesicht Miras blickten, die hinter der Glaswand der Bushaltestelle stand.

»Wie lange stehst du eigentlich schon da?«, fragte Ejder voller Panik.

»Nicht so lange«, behauptete Mira.

»Seit wann genau?«, fragte Ejder weiter. »Ich meine, was war das erste, was du von unserem Gespräch mitbekommen hast?«

»Ihr tut gerade so, als wären eure Gespräche so geheimnisvoll«, sagte Mira mit einer leicht überheblichen Art. »Ich habe nicht viel mitbekommen, nur, dass Thomas müde ist und ihr einen Schlafplatz sucht, der sicher ist. Wovor eigentlich?«

»Ach weißt du«, sagte Thomas, »das ist eine lange Geschichte...«

»Die wir dir irgendwann erzählen, aber nicht jetzt«, fiel ihm Ejder ins Wort, da er Bedenken hatte, dass Mira zur Gegenseite gehören könnte. »Im Grunde ist es nur für eine Nacht, weil wir nicht sicher sind...«

Er stockte und blickte in Miras erwartungsvolle Augen.

»Eigentlich ist auch dieser Umstand völlig unwichtig«, sagte Ejder, sich selbst korrigierend, »aber wir müssen es dennoch machen!«

»Was müssen wir machen?«, fragte Thomas verwundert in Richtung Ejder, und erst als dieser ein Zeichen in Richtung seiner Augen machte, war auch Thomas wieder klar, in welcher Situation sie sich befanden.

»Ach ja«, sagte Thomas und blickte zu Mira, die ihrerseits den Blick von Ejder nahm, den sie zuvor gemustert hatte, »Mira, hör mir bitte gut zu! Es gibt...« Er stockte ebenfalls.

»Was ist denn nun los?«, fragte Mira ein wenig genervt.

»Irgendwie wollen wir es dir sagen, können es aber nicht so einfach«, behauptete Thomas und machte das Problem für alle Anwesenden greifbar.

»Sieh, Mira, es gibt ein Problem mit den Augen«, sagte Ejder und suchte mit seinem Blick jedwede Reaktion Miras einzuschätzen.

»Was soll mit den Augen sein?«, fragte Mira.

»Im Grunde nicht viel, aber seitdem sich die Sonneneinstrahlung verändert hat, können wir nicht mehr sicher sein, dass...«

»Was soll sich verändert haben? Die Sonneneinstrahlung? Und warum sollte das eure Sicherheit betreffen? Hört auf, um den heißen Brei herumzureden, und erzähl mir, was los ist! Sonst gehe ich und ihr könnt euch einen anderen Ort zum Übernachten suchen!«

»Von mir aus!«, sagte Ejder und erhielt dafür von Thomas einen Seitenhieb.

»Bevor wir dir mehr erzählen können, müssen wir deine Augen untersuchen. Mit diesem Pointer hier«, sagte Thomas und machte eine kurze Geste zu Ejder, der diese verstand, den Pointer aus seiner Tasche hervorzubringen und an Thomas gab, »können wir sehen, ob deine Augen in Ordnung sind!«

»Und meinen Augen passiert nichts, wenn ihr mit diesem Ding hineinstrahlt?«

»Wir haben es schon an vielen Personen ausprobiert«, schwindelte Thomas, »und keinem hat es bisher geschadet oder auch nur wehgetan.«

»Und danach erzählt ihr mir, was euch zu solch komischen Ideen bringt?«, fragte Mira.

»Ja. Sollten deine Augen gesund sein, werden wir dir alles erzählen.«

»Und wenn sie nicht gesund sind, was dann?«

»Dann brauchst du keine Geschichte mehr von uns zu hören, sondern solltest auf dem schnellsten Weg in ein Krankenhaus fahren!«, sagte Ejder und beobachtete Miras Reaktion.

»Na gut, dann fangt mal an!«, entschied Mira und hielt still, während Thomas den Pointer einschaltete und in ihr rechtes Auge hielt. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, doch ganz gleich, wie lange Thomas den Lichtstrahl in ihr Auge hielt – es verfärbte sich nicht zu einem schwarzen Auge.

»Ich glaube, deine Augen sind in Ordnung«, erklärte Thomas und packte den Pointer in seine Tasche.

»Dann bin ich ja froh«, sagte Mira, wenig überzeugt von der Prozedur. »Und jetzt rückt raus mit der Wahrheit. Warum macht ihr einen solchen Aufstand und könnt nicht einfach nach Hause gehen?«

»Das erzählen wir dir auf dem Weg zu dir nach Hause!«, schlug Thomas vor, und da Ejder nichts dagegen einzuwenden hatte, zogen die drei zu Fuß los. Dabei stellten Ejder und Thomas fest, dass sie gar nicht mitbekommen hatten, dass der Bus inzwischen verschwunden war.

Auf dem Weg erzählten sie Mira das meiste, das sie wussten, und Miras Ohren wurden immer größer, als sie die unglaublichen Entdeckungen hörte. Sie brauchten fünfzehn Minuten, bis sie am Ziel ankamen. Mira ging wie selbstverständlich zur Tür, während Ejder und Thomas auf dem Gehweg blieben und sich erst jetzt die Frage stellten, ob Miras Eltern das überhaupt erlauben würden.

»Ich habe sturmfrei«, erklärte Mira. »Meine Eltern machen momentan Urlaub in der Karibik und erneuern dort ihr Eheversprechen. Superromantischer Quatsch, wenn ihr mich fragt, aber ich will sie auch nicht davon abhalten, mir das Haus für drei Wochen zu geben.«

»Was ist denn mit deinem Freund?«, fragte Thomas auf einmal, als sie bereits auf der kleinen Treppe vor der Türe standen. »Wird der nicht sauer, wenn er erfährt, dass zwei Jungs bei dir zu Hause waren, als deine Eltern es gerade nicht waren?«

»Ich habe seit gestern keinen Freund mehr«, bekam er als Antwort, mit der er nicht gerechnet hatte.

»Was ist denn gestern passiert? Du warst doch auch auf der Jahresabschlussfeier!«

»Lasst uns darüber reden, wenn wir drinnen sind!«, schlug Mira vor und trat in das Haus. Sie wies die beiden Jungs an, ihre Schuhe auszuziehen, was diese auch taten. Gemeinsam gingen sie ins Esszimmer, wo sich Ejder und Thomas hinsetzten, während Mira für etwas zu trinken sorgte.

»Eigentlich bin ich ganz froh«, sagte Mira und goss den beiden und sich etwas Eistee ein, »dass es so passiert ist! Denn das, was gestern Abend geschehen ist, war nur der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat.«

»Gestern Abend auf der Party?«, fragte Thomas.

»Ja, auf der Party ist es passiert!«, antwortete Mira und schien für einen kurzen Moment in Gedanken versunken zu sein, ehe es aus ihr herausbrach: »Wie konnte er mir das nur antun, dieses...? Der Dummkopf hat die Zeit, in der ich an der Theke war, genutzt, um sich eine andere anzulachen und mit ihr das Knutschen auszuprobieren! Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie entsetzt ich war, als ich mit ansehen musste, wie mein Freund in aller Öffentlichkeit ein anderes Mädchen küsste. Mir sind sofort die Gläser aus den Händen gefallen, und ich bin einfach aus der Diskothek ins Freie gerannt! Ich musste dort weg und bin den ganzen Weg bis nach Hause gelaufen – weinend. Seitdem hat er sich auch nicht mehr gemeldet, was für mich ein klares Zeichen ist, dass er nicht mehr mit mir zusammen sein will. Wenn er eine andere will, hätte er es mir auch auf eine andere Art und Weise mitteilen können, aber so sind die Jungs halt.«

»Ich glaube nicht, dass wir so sind«, widersprach Thomas.

»Ja, so seid ihr nie«, sagte Mira mit einem verräterischen Lächeln, das Thomas nicht beachtete.

Ejder hielt sich bei dieser Unterhaltung bedeckt, denn der Ernst der Situation kam ihm zu schnell wieder in den Kopf.

»Leider muss ich eure Konzentration wieder auf das eigentliche Thema zurückführen«, sagte er mit einer spürbaren Ernsthaftigkeit. »Denn wir haben es hier mit einer seltsamen Bedrohung zu tun und haben immer noch nicht herausgefunden, ob es nur uns beide betrifft oder ob auch die anderen Menschen in Gefahr schweben – und wenn ja, in welcher Art von Gefahr, denn das ist bisher auch nicht geklärt.«

»Eure Gefahr besteht wahrscheinlich darin«, sagte Mira und war wieder mit ihrer ganzen Aufmerksamkeit bei Ejder, »dass ihr euch nicht davor schützen könnt, die Phänomene zu sehen!«
»Das ist richtig«, kommentierte Ejder, »im Grunde wissen wir nichts, außer dass es passiert! Die einzelnen Phänomene helfen uns bisher nicht, das Puzzle auf irgendeine Art und Weise zusammenzusetzen! Wir werden durch jedes Neue nur noch verwirrter. Das, was wir wissen, ist bisher also völlig nutzlos.«

»Das würde ich nicht sagen«, widersprach Mira. »Denn vielleicht fehlt euch nur der Schlüssel dazu, die Rätsel zu entschlüsseln.«

»Aber wie kann so ein Schlüssel aussehen?«, fragte Thomas dazwischen. »Außer, dass wir verrückt oder wahnsinnig zu werden scheinen, habe ich bisher noch nichts begriffen.«

»Aber mitunter ist das der Schlüssel«, meinte Mira stattdessen.

»Wie meinst du das?«, fragte Ejder und war unschlüssig, was er mit der Aussage anfangen sollte, die jedoch nicht uninteressant klang.

»Im Grunde meine ich«, antwortete Mira, »dass ihr glaubt, aufgrund der Phänomene und Ereignisse, die nur ihr seht, wahnsinnig oder verrückt zu werden. Vielleicht ist das schon der Schlüssel dazu: Vielleicht werdet ihr wirklich verrückt und es ist nichts weiter dahinter.«

»Das habe ich ausgeschlossen, da wir beide gemeinsam einen vergleichbaren Progress durchmachen«, antwortete Ejder und wollte weiterreden, doch Thomas hob die Hand, um den Redefluss Ejders zu unterbrechen.

»Was meinst du mit vergleichbarem Progress, Ejder?«

»Ich meine, dass wir in der gleichen Welt sind, wenn sich Phänomene ereignen«, entgegnete Ejder.

»Im Grunde ist es so, dass, wenn ich eine Leiche sehe und sie berühre, wie es eben geschehen ist, dann siehst du, dass ich die Leiche berühre, was bedeutet, dass wir uns in derselben Welt befinden. Was wiederum dagegen spricht, dass wir verrückt oder wahnsinnig werden, weil solche Krankheiten niemals vollständig gleich ablaufen. Das, was wir lernen müssen, um die Sache zu verstehen, ist das Muster dahinter. Wie wir gelernt haben, zeigt es sich, dass die Phänomene nicht nur nachts auftreten, sondern jetzt auch tagsüber. Was bedeutet, dass wir uns zu jeder Tageszeit davor hüten müssen. Aber...!«

»Aber was?«

»Aber vielleicht werden die Phänomene doch von uns gesteuert!«, sagte Ejder etwas mysteriös.

»Wie meinst du das nun wieder?«, fragte Thomas und die beiden anderen merkten an der Stimmlage, dass Thomas müde und nicht mehr fähig war, jedem Gedanken zu folgen, den Ejder und Mira diskutierten.

»Dass wir vielleicht doch der Auslöser der Phänomene sind!«

»Und woher kommen die Phänomene dann, wenn ihr eben noch behauptet habt, dass wir nicht verrückt sind?«, fragte Thomas erneut.

»Das ist doch das, was wir herausfinden müssen«, sagte Ejder und wollte diese Diskussion mit Thomas beenden, da er in diesem Augenblick nicht das Gefühl hatte, dass sein Freund in der Lage war, gute Ideen einzubringen. »Aber darüber machen wir uns morgen Gedanken, wenn wir etwas geschlafen haben!«, schlug er vor, und als er von seinem Gedanken aufblickte, sah er, wie Mira mit ihrem Blick Thomas erneut anhimmelte.

»Wo können wir uns denn hinlegen?«, fragte Ejder zügig in Richtung Mira.

»Wir haben oben ein Gästezimmer, wo ihr euch breitmachen könnt«, kam es als Antwort von Mira.

»Geh du doch schon mal nach oben«, sagte Mira und suchte nach einer Möglichkeit, Ejder loszuwerden, ohne dass dieser zu sehr darauf drängte, dass Thomas mit ihm kam.

»Gut, wenn was sein sollte, schreie ich so laut ich kann«, meinte Ejder.

»Wenn ich nicht das gleiche Phänomen sehe«, presste Thomas zwischen einem Gähnen hervor, »dann komme ich natürlich sofort angelaufen, um dich zu retten.«

»Kannst du machen«, sagte Ejder abwesend, suchte seine Sachen zusammen und ging nach oben, ehe er merkte, dass er nicht gefragt hatte, welches Zimmer das Gästezimmer ist. Als er wieder herunterkam, sah er, wie sich die beiden bereits umarmten und nur noch Blicke füreinander hatten. Ohne die beiden zu stören, zog er sich zurück und ging auf die Suche nach dem Gästezimmer, das er beim zweiten Versuch auch fand – zum Glück sind Gästezimmer fast immer leicht zu entdecken.

»Hoffen wir mal, dass wir wenigstens diese Nacht nicht von fernen Welten oder seltsamen Inseln träumen – oder sonstige Kreaturen sehen, denn ich bin wirklich müde«, dachte Ejder und zog sich zum Schlafen die dreckigen Klamotten aus. »Meine Güte, unten machen Thomas und Mira gerade rum – ich wundere mich nur, woher er dafür die Kraft hat, nachdem er eben nicht mal einen einfachen Gedanken nachvollziehen konnte! Aber so ist er nun mal, da kann man nichts machen.« Während Ejder sich mit der Hoffnung ins Bett legte, eine ruhige Nacht ohne irgendwelche Schreckensnachrichten zu haben, waren Mira und Thomas schon einen Schritt weiter.

»Auch wenn ich mich von meinem Freund getrennt habe«, sagte Mira, als Thomas forscher mit seinen Händen wurde, »heißt das noch nicht, dass ich mit jedem Kerl, den ich süß finde, gleich in die Kiste springe. Bitte Thomas, du bist ein netter Kerl, aber ich brauche noch Zeit, ehe ich das wieder möchte.«

»Ist kein Problem für mich«, log Thomas, der sich in diesem Moment nichts sehnlicher wünschte, als mit Mira in die Kiste zu steigen, doch er wusste auch, dass er den Wunsch Miras respektieren musste.

»Komm, wir gehen schlafen«, sagte Mira gähmend. »Du kannst auf dem Sofa in meinem Zimmer schlafen, da ist es eigentlich sehr bequem.«

»Na ja, besser als nichts«, dachte sich Thomas und trottete Mira hinterher.

Er ließ sich ihr Zimmer zeigen und den Platz, wo er schlafen sollte. Mira verschwand für einige Minuten im Badezimmer, ehe sie wiederkam und Thomas einen Gute-Nacht-Kuss gab, um sich dann zum Schlafen zu legen.

Auch Thomas versuchte zu schlafen. Nachdem er das Adrenalin, das von der unerwarteten Intimität ausgelöst worden war, abgebaut hatte, schlief er sofort ein, denn sein Körper erinnerte ihn an die Müdigkeit, die er bereits am späten Nachmittag verspürt hatte.

Am nächsten Morgen wachte Thomas vor Mira auf und beobachtete sie, wie sie ganz ruhig atmete, während er davon träumte, in diesem Moment neben ihr zu liegen, um das Atmen aus nächster Nähe zu hören. Doch als er seine Augen weiter aufriss, um gänzlich aufzuwachen, sah er, wie ihre Augen nicht ganz geschlossen waren; dennoch schien sie tief und fest zu schlafen.

»Seltsam, aber wunderschön«, dachte sich Thomas vergnügt, beobachtete Mira noch eine Weile, wie sie im Bett lag.

Mit einem Mal nahm er Schwung vom Sofa, stand auf und sammelte seine auf dem Boden verstreute Kleidung. Er wollte gerade aus dem Zimmer gehen, als ihm noch etwas einfiel.

Ejder war bereits seit gut einer Stunde wach, als Thomas die Treppe herunterkam. Wie Thomas auch hatte er keinen bösen oder seltsamen Traum gehabt – im Gegenteil, es war, als hätte er den erholsamsten Schlaf seines Lebens genossen. Nun saß er vor einer Kaffeetasse, die er leer getrunken hatte, und dachte über nichts Spezielles nach, als er die Schritte einer Person auf der Treppe hörte. Als er Thomas ohne Mira sah, schalteten sich sofort alle Gedanken wieder an und seine Denkmaschine lief auf Hochtouren.

»Guten Morgen! Hast du auch so gut geschlafen wie ich?«, scherzte Ejder und sah mit einem verschmitzten Lächeln in Richtung seines Freundes.

»Es ist nichts gelaufen«, sagte Thomas, um jedwede weitere Fragerei zu unterbinden.

»Das ist mir im Moment auch egal«, kommentierte Ejder. »Aber dennoch muss ich feststellen, dass ich selten so gut geschlafen habe wie letzte Nacht, und nun befürchte ich, dass das auch ein Phänomen ist.«

»Das gute Schlafen soll ein Phänomen sein?«, fragte Thomas etwas ungläubig.

»Ja, unter dem Motto: Ruhe vor dem Sturm«, sagte Ejder und schwieg für einen Moment, ehe er weitersprach. »Du sagst also, dass außer Küssen nichts gelaufen ist?«

»Mira hat schwarze Augen!«, sagte Thomas unvermittelt und Ejder zuckte merklich zusammen.

»Woher weißt du das denn?«

»Ich habe es eben überprüft.«

»Ist sie denn wach?«

»Nein, sie schläft noch, aber sie schläft mit halboffenen Augen, in die ich strahlen konnte, und es dauerte nur wenige Sekunden, bis ich Gewissheit hatte.«

»Sie ist davon nicht aufgewacht?«

»Entweder schauspielert sie perfekt oder sie hat tatsächlich nichts mitbekommen!«

»Das bedeutet also«, sagte Ejder, »dass der Epidemie-Gedanke immer möglicher wird, denn gestern war sie scheinbar noch gesund. Die Frage ist nun, ob wir sie angesteckt haben oder ob sie die Ansteckung bereits vorher irgendwo mit abbekommen hat. In beiden Fällen muss ich sagen, dass es einen Grund geben muss, warum unsere Augen keine Anzeichen zeigen.«

»Bist du dir sicher, dass wir keine schwarzen Augen haben?«, fragte Thomas und verunsicherte mit dieser Frage seinen Kumpel.

»Wir müssen es jeden Morgen testen!«

»Besser mehrmals am Tag«, schlug Thomas vor. »Denn es scheint ja recht schnell zu gehen, wie man an Mira gesehen hat!«

»Dann fang an!«

»Noch nicht!«

»Warum?«

»Weil wir vorher eines abklären müssen!«, sagte Thomas und suchte nach den richtigen Worten.

»Wir müssen uns als Freunde versprechen, dass es jeder dem anderen sagen würde. Ansonsten müssen wir das jeder für uns selbst machen – im Spiegel oder sonst wo. Kannst du es mir sagen, wenn ich schwarze Augen habe?«

»Ich weiß es nicht«, gab Ejder ehrlich zu, nachdem er über diese Frage nachgedacht hat. »Ich meine – na klar – kann ich dir alles erzählen, weil du mein bester Freund bist, aber will und kann ich dir sagen, dass du schwarze Augen hast und damit zu den Feinden zählst?«

»Ich bin mir auch nicht sicher, ob ich das kann!«, sagte Thomas.

»Aber dennoch sollten wir es machen! Ich meine – beides!«

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, dass jeder dem anderen in die Augen leuchtet, um herauszufinden, ob man selbst noch in Sicherheit ist, und gleichzeitig sollte jeder von uns dasselbe am Spiegel machen, damit sich auch jeder von uns sicher sein kann, dass der Freund auch wirklich die Wahrheit sagt. Es ist nicht leicht, aber du verstehst doch bestimmt meine Motive, oder?«

»Ja, ich verstehe sie, und obgleich ich darum weiß, was das für unsere Freundschaft bedeutet, müssen wir es machen – es geht sonst nicht anders!«

»Leuchte mir mal ins Auge«, sagte Ejder und Thomas begann die Prozedur.

Doch weder Ejder noch Thomas entdeckten irgendwelche Anzeichen, dass sich die Augen verändert hätten. Auch im Badezimmer, in dem beide für sich verschwanden, fanden sie keinerlei Anzeichen.

»Und du bist dir sicher, dass Mira schwarze Augen hat?«, fragte Ejder Thomas.

»Ja, einhundertprozentig.«

»Normalerweise weiß sie ja nichts davon, aber dennoch müssen wir vorsichtig sein. Wir dürfen ihr auf keinen Fall zu viel erzählen – natürlich weiß sie das von gestern, aber wir sollten ihr nichts Neues erzählen. Und wenn doch, dann nur, wenn sie selbst mit einer Idee kommt, was wir machen können. Im Moment sieht es ja so aus, als gehe von den Menschen mit schwarzen Augen keine Gefahr für uns aus – also warum sollten wir Mira nicht erst einmal ausfragen?«

»Es fällt mir schwer, Mira zu benutzen.«

»Das kann ich mir denken«, sagte Ejder. »Aber die Frage ist doch, ob wir von ihrer möglichen Hilfe profitieren können. Wir haben doch nichts in der Hand, außer dass wir wissen, dass es eine Epidemie ist. Woher sie kommt, welche Auswirkungen sie hat, was das Ziel dieser Veränderung ist? – wir haben doch bisher keinerlei Ahnung! Wir brauchen Sicherheit, irgendetwas Greifbares, einen Faden, an dem wir uns aus dem Labyrinth befreien können.«

»Ich verstehe das schon, Ejder, und weiß auch, worum es geht, aber dennoch fühle ich mich nicht gut dabei, es ihr nicht zu sagen – das ist alles.«

»Ich verstehe deine Sorgen – aber wir können es nicht!«

»Welche Sorgen?«, fragte mit einem Mal Mira von der Mitte der Treppe, sodass beide Jungs schlagartig ihren Kopf zu ihr drehten.

»Keine, über die du dir auch noch Sorgen machen müsstest«, sagte Ejder schnell.

Die beiden sahen mit an, wie Mira die Treppe herabkam, in der Küche verschwand und mit zwei Kaffees wiederkam. Währenddessen schwiegen beide Jungs und gerade Ejder suchte in Gedanken, wie er herausbekommen konnte, wie viel Mira von ihrem Gespräch mitbekommen hatte.

Als sie aus der Küche wiederkam, stellte sie einen Becher vor Thomas, den anderen vor sich.

»Woher weißt du denn?«, fragte Thomas ohne Nachzudenken, »dass ich meinen Kaffee mit Milch und Zucker trinke?«

»Trinken nicht alle Jungs in deinem Alter den Kaffee mit Milch und Zucker?«, antwortete Mira, und Ejder wusste nicht, was er von dieser scheinbar schlüssig wirkenden Antwort halten sollte.

»Denkt ihr immer noch über die Phänomene nach? Ich habe euch heute Nacht gar nicht schreien gehört! Demnach muss eure Nacht friedlich verlaufen sein.«

Ejder empfand bei diesen Aussagen ein seltsames Gefühl, denn er schwankte zwischen den einfachen Antworten und den durchaus möglichen Implikationen, die Mira mit ihren veränderten Augen haben könnte.

Wenn sie zu der anderen Seite gehörte, wusste sie vielleicht auch, dass es eine Ruhephase gegeben hatte, um die beiden zu verunsichern. Wobei sich jetzt Ejder das erste Mal die Frage stellte, ob sie vielleicht mit ihrem Geist Verbundene in der Welt hatten, die in diesem Moment genau dasselbe erfuhren wie sie.

»Ich für meinen Teil habe durchgeschlafen«, antwortete Thomas.

»Ja, ich habe auch durchgeschlafen«, gab Ejder zu. »Auch wenn ich einen seltsamen Traum hatte, in dem ich in einem Raum stand, der vollkommen schwarz war.«

»Was meinst du mit vollkommen schwarz?«, fragte Thomas interessiert.

»Dass ich nichts, aber rein gar nichts gesehen habe! So was wie die Abwesenheit von irgendeinem Licht! Auch habe ich keinerlei Wände und Decken gefühlt – und obwohl ich hin- und hergehen konnte, gab es keinen Boden.«

»Wie seltsam! Und du sagst, alles war schwarz?«

»Pechschwarz.«

»Dann war mein Traum ja noch spannender«, scherzte Thomas, »denn ich stand die ganze Zeit vor einer Tür und wollte wissen, welche Hausnummer diese Tür hat.«

»Und?«, fragte Ejder, als Thomas scheinbar wieder in Gedanken zu dieser Tür unterwegs war.

»Die Antwort ist: vier!«, sagte Thomas seltsam abwesend.

»Die Antwort ist: vier?«

»Ja, so ist die Antwort! Sogar im Wortlaut.«

»Jetzt verstehe ich gar nichts mehr!«, meinte Ejder.

»Keine Ahnung, Ejder! Ich stand vor der Türe und habe irgendwann geschrien, dass mir verdammt noch mal irgendwer die Hausnummer sagen solle. Dann ertönte aus allen Richtungen eine Stimme, die sagte: Die Antwort ist: vier! Wenn ich doch nur wüsste, was das zu bedeuten hat!«

»Wir werden es vielleicht bald herausfinden«, sagte Ejder und versuchte, das Gespräch irgendwie auf sein Anliegen zu lenken. »Ich habe mir gestern Abend noch einige Gedanken gemacht über das, was uns bisher geschehen ist. Ich gehe davon aus, dass es eine Art Pandemie ist, die den Menschen widerfährt, wobei noch zu klären sein wird, wie die Übertragung oder Infektion geschieht und welche Auswirkungen es für die Infizierten und die Nichtinfizierten hat. Wenn wir diese Fragen eine nach der anderen klären können, wird es uns vielleicht möglich sein, eine Lösung für das ganze Problem zu finden.«

»Habt ihr beide schon mal darüber nachgedacht«, sagte Mira und fokussierte insbesondere Thomas mit ihrem Blick, »dass das Ganze vielleicht gar nicht so wild ist, wie ihr euch das vorstellt?«

»Was anderes als wild soll es denn sein?«, fragte Ejder von dieser Bemerkung überrascht. »Wenn wir etwas sehen, was andere nicht sehen, wenn wir etwas wissen, was die anderen Menschen nicht wissen und wenn es scheinbar niemanden anderen mehr gibt, da alle anderen außer uns, die wir untersuchen, von dem Phänomen betroffen sind?«

»Was meinst du mit alle?«, fragte Mira auffallend.

»Ich verstehe deine Frage nicht«, gab Ejder zurück, um dieses Glatteis zu umgehen, auf dem sie sich gerade befanden.

»Du sagtest eben alle! Du hast mich auch mit eingeschlossen, oder nicht?«

»Ich meinte mit alle: alle außer uns dreien, die dieses Gespräch führen«, versuchte Ejder die Situation zu retten.

Dennoch blickte ihn Mira mit musternden Augen an.

»Die Frage ist doch«, schaltete sich Thomas ein, »dass wir herausfinden, was wir als nächstes tun müssen, um einen Schritt weiter voranzukommen, denn unser Wissen ist so puzzlehaft, dass eine Lösung des Rätsels im Moment nicht absehbar ist.«

»Ich sehe das auch so!«, kommentierte Mira und verließ von sich aus das Glatteis. »Vor allem müssen wir drei klären, warum es alle anderen Menschen betrifft, aber uns nicht.«

»Was haben wir gemeinsam?«, fragte Thomas mehr in den Raum als an die beiden anderen gerichtet, und jeder der drei suchte erneut seine Erinnerungen ab, doch es wollte sich nichts finden lassen.

»Ich gehe einmal davon aus, dass es körperlicher Natur ist«, sagte Ejder, um einen Anfang zu machen. »Das bedeutet, dass wir die Veränderung vielleicht messen können.«

»Das hieße, dass wir das Blut oder etwas Messbares von einem Infizierten brauchen«, merkte Thomas an. »Das wird nicht einfach.«

»Insbesondere habe ich keine Ahnung«, gab Ejder zu, »was wir dann mit dem Blut machen sollen. Wir können ja nicht einfach in ein Krankenhaus gehen und eine Blutprobe auf Anomalitäten checken lassen.«

»Vielleicht kann euch helfen«, sagte Mira, »dass die Mutter meines Ex-Freundes Biologin an einem Institut in dieser Stadt ist.«

»Du willst noch mit der Mutter deines Ex-Freundes was zu tun haben?«, fragte Thomas mit besorgten Hintergedanken.

»Mach dir keine Sorgen, Thomas«, sagte sie mit einem Lächeln. »Die Mutter meines Ex ist eine meiner besten Freundinnen geworden. Irgendwann einmal haben wir uns beide versprochen, dass es zwar passieren kann, dass ich nicht mehr mit ihrem Sohn zusammen bin, aber dass unsere Freundschaft nicht darunter leiden würde. Nein, ich kann ganz normal zu ihr gehen, um sie auf dieses Problem anzusprechen.«

»Dann sollten wir das Angebot annehmen«, schlug Thomas in einem Tonfall vor, der die Entscheidung bereits vorwegnahm. »Wenn uns keine bessere Idee kommt!«

Ejder hingegen war nicht sehr überzeugt davon, einen Vorschlag von einem Menschen anzunehmen, der nachweislich schwarze Augen hatte. Die Gefahr einer Falle war einfach viel zu groß, und sollte dieses Problem ein physisches sein, würden sie wahrscheinlich in die Falle tappen, sollten sie ein medizinisches Institut betreten.

»Unsere Impfungen«, sagte Ejder, um Zeit zu gewinnen, das Fortgehen zum Institut zu verzögern.

»Was ist mit unseren Impfungen?«, fragte Thomas überrascht.

»Wir haben doch spezielle Impfungen erhalten, damit wir nach Asien dürfen. Wenn jetzt das Phänomen der schwarzen Augen ein rein körperliches ist, ich meine, wenn es auf rein physischer Ebene funktioniert, dann könnten die Veränderungen der Augen davon gebremst werden.«

»Und was ist dann mit Patrick?«

»Vielleicht haben die Impfungen nicht so angeschlagen, wie sie sollten!«, versuchte sich Ejder zu erklären.

»Und warum habe ich keine schwarzen Augen?«, fragte Mira. »Denn ich kann mich nicht daran erinnern, dass ich in der letzten Zeit irgendwelche Impfungen bekommen habe.«

Ejder und auch Thomas mussten bei dieser Aussage schwer schlucken und beide hofften, dass Mira ihre Unsicherheit nicht entdecken würde.

Während sich Thomas jedoch über seine Eigenwirkung Gedanken machte, war es Ejder, der sich unwohl fühlte, weil er irgendwie in seinem Innern spürte, dass Mira ein seltsames Spiel mit den beiden Jungs trieb.

Doch da es die beste Chance war, vom Feind mehr Informationen zu erhalten, und es eine klare Absage an seine Idee gab, konnte diese Spur in die richtige Richtung weisen. Er entschied für sich, Mira so weit zu folgen, bis er das Gefühl hatte, einen Widerspruch in ihrem Handeln zu entdecken.

»Wir werden herausfinden, woran es liegt«, sagte er in die Runde, aber insbesondere in Richtung Thomas, der bei manchen Aussagen zu unvorsichtig war. »Die Möglichkeit, in unserem Blut und dem Blut eines Infizierten eine Erklärung für die Veränderungen zu finden, erscheint auch mir die beste Idee zu sein, die wir aktuell besitzen. Ich würde sagen, dass wir aufbrechen sollten.«

Indem Thomas mit Mira die Tassen in die Küche brachte, suchte Ejder seine Sachen zusammen, zog sich die Schuhe an und sah durch den Spalt, den die Tür zur Küche offenließ, wie Thomas und Mira sich umarmten. Ejder stellte sich die Frage, ob Thomas ihr Spiel nur mitspielte, um das Geheimnis der schwarzen Augen Miras zu bewahren, oder ob er wirkliche Hoffnungen hatte – trotz seines Wissens darum, dass sie eine mögliche Gegenspielerin war.

Das Institut war nicht sehr weit weg. Fußläufig konnte es in zehn bis zwölf Minuten erreicht werden und so entschieden sich die drei, zu Fuß durch einen kleinen Stadtpark zu gehen.

Auf dem Weg dorthin geschah recht wenig. Mira führte Thomas an der Hand, der versuchte, so locker wie möglich zu wirken, während Ejder über die Begebenheiten nachdachte, in die sie hereingeraten waren.

Seit dem Morgen dachte er über eine Theorie nach, in der die Lösung im Schnittpunkt aller bisherigen Erkenntnisse lag. Doch wo sollte er die Suche beginnen, wenn er nicht einmal wusste, welche Phänomene eindeutige Phänomene waren? Und was davon sind irgendwelche abstrusen Träume oder Wirklichkeiten?

Des Weiteren war bisher überhaupt nicht klar, in welchem Verhältnis die schwarzen Augen zu ihnen standen, da sie bisher nicht angegriffen worden waren. Damit bestand weiterhin auch die Möglichkeit, dass nur Thomas und Ejder verrückt waren – doch warum folgte ihnen dann Mira, ohne dass sie Zweifel hatte? Wollte sie was von Thomas und war daher nur ruhig, um sich ihm anzunähern, indem sie seine Spinnereien als witzig betrachtete?

Dafür war sie aber viel zu ernst bei der Sache und schien sich wirklich Gedanken zu machen, wie sie den beiden Jungs helfen konnte. Gleichzeitig waren ihre Reaktionen aber seltsam, irgendwie so, als wüsste sie viel mehr, als sie zugab.

Woraus sich für Ejder wiederum die Frage ergab: Wenn sie zu der anderen Seite gehörte, welchen Sinn macht es, uns zu helfen, außer uns zu verwirren oder in eine Falle zu locken? Ejder sagte sich, dass er auf der Hut bleiben wolle, doch seit dem Morgen war es ihm nicht mehr gelungen, mit Thomas unter vier Augen zu sprechen, sodass Ejder nur hoffen konnte, dass sein Freund nichts Unüberlegtes tat. In dieser Lage blieb Ejders Aufgabe darauf begrenzt, den beiden zu folgen und Thomas und sich – soweit es ihm möglich war – vor weiteren Übeln abzuhalten.

Schnellen Schrittes näherten sie sich dem Institut, in dem die Mutter von Miras Ex-Freund als Biologin verschiedene Projekte betreute, die alle mit der Lebensmittelsicherung zu tun hatten.

Ohne große Anmeldung gelangten die drei in das Büro der Biologin, in dem diese gerade auf ihrem Computer an einem Text arbeitete.

Als Mira klopfte und auf das Herein mit den beiden Jungs eintrat, stand die Mutter des Ex-Freundes auf, umarmte die junge Freundin und ließ sich die beiden Jungs vorstellen. Mira erzählte ihr, dass sie sich von ihrem Sohn getrennt hatte, und alle sahen, wie die Mutter aus allen Wolken fiel.

Nun musste Mira die ganze Geschichte erzählen, und gemeinsam versprachen sie sich dennoch, in Kontakt zu bleiben. Außerdem meinte die Biologin, dass sie ihrem Sohn gehörig den Kopf waschen wollte, da er noch nichts von der Trennung verraten hatte.

Dann aber kamen die beiden Frauen auf den Besuch zurück, der sich in der Zwischenzeit im Hintergrund gehalten hatte.

»Kannst du mir einen Gefallen tun?«, fragte Mira die Mutter ihres Ex-Freundes.

»Na klar, welchen?«

»Können die beiden dir einen Lichtstrahl in dein Auge halten, um nachzusehen, ob du gesund bist?«

»Was wollt ihr?«, fragte die Mutter sichtlich überrascht.

»Sehen Sie«, sagte Ejder und trat einen Schritt vor, »unter den Menschen geht scheinbar Seltsames vor. Wir beide haben ein Phänomen entdeckt, das wir mit ihnen als Biologin besprechen wollen – doch wir müssen sicher sein, dass sie nicht unter demselben Phänomen leiden.«

»Ihr treibt keinen Scherz mit mir, oder?«, fragte die Mutter und verhielt sich nervös, sodass Ejder in Alarmbereitschaft war.

»Nein, wir treiben mit Ihnen keine Scherze und werden Ihnen auch alles erzählen, wenn Sie die Prozedur über sich ergehen lassen!«, versprach Ejder.

»Ich weiß zwar nicht, was das soll, aber wenn Mira euch vertraut, dann vertraue ich euch auch. Dann macht mal«, sagte die Mutter und hielt demonstrativ ihr Kinn nach oben, ohne ihre innere Angespanntheit zu überwinden.

Thomas suchte nach dem Pointer, den er am Morgen nach der Prozedur wieder eingesteckt hatte, fand ihn in einer seiner Taschen und untersuchte die Augen der Mutter, die sich auch nach einiger Zeit nicht veränderten.

»Gut!«, sagte Ejder. »Ihre Augen zeigen keinerlei Veränderungen. Wie übrigens die Augen aller Anwesenden! Nun können wir Ihnen erzählen, was es mit dem Ganzen auf sich hat.«

Die Mutter hörte Ejder gebannt zu, der die wichtigsten Stationen nacherzählte, während Thomas und Mira nur ab und an einzelne Punkte ergänzten. Die Unsicherheit, die die Biologin vor der Untersuchung gezeigt hatte, wuchs weiter, und mehr als einmal musste Ejder sie bremsen, dass sie nicht ans Telefon lief und einen Großalarm auslöste. Nachdem Ejder die Geschichte, in der er nur einige Details ausließ, erzählt hatte, sah er zur Biologin und überlegte, welche Frage er ihr als erstes stellen wollte.

»Wir – oder besser ich – vermute, dass diese Veränderung eine körperliche sein muss, und meine beste Vermutung ist diese, dass wir etwas gemeinsam haben, was uns von den anderen Menschen unterscheidet, die schwarze Augen haben.«

»Das klingt plausibel«, pflichtete ihm die um Fassung ringende Biologin bei.

»Wir haben uns viele Gedanken gemacht, was uns von den anderen unterscheidet. Und da wir keine Ahnung haben, was das betrifft, aber irgendeine Spur benötigen, um überhaupt einen Weg zu einer Lösung zu finden, haben wir Miras Vorschlag zugestimmt, Sie hier aufzusuchen.«

»Haben wir heute nicht Sonntag?«, fragte Thomas unvermittelt.

»Ja, warum?«, fragte die Biologin dagegen.

»Weil ich mich wundere, warum Sie arbeiten – und alle anderen«, sagte Thomas und deutete mit einem Wink über seine Schulter an, dass er damit das ganze Institut meinte.

»Nun ja«, sagte die Biologin und schien verwirrt, »dass ich sonntags arbeite, liegt daran, dass mein Mann Schichtbetrieb hat und ich an diesen Tagen ins Institut fahre, um an den anderen Tagen mehr mit meinem Mann zusammen sein zu können. Aber es stimmt, normalerweise bin ich sonntags selten in Gesellschaft. Jetzt wo du es sagst, fällt es mir auch auf!«

»Wenn die Menschen in diesem Institut kein Gespür mehr dafür haben, welcher Wochentag es ist, könnte dies ein neues Phänomen sein«, schlussfolgerte Ejder. »Gibt es irgendeinen in diesem Institut, zu dem Sie eine freundschaftliche Beziehung pflegen, sodass wir ohne großes Misstrauen diese Person untersuchen können?«

»Ja, es gibt eine Assistentin, mit der gehe ich fast immer mittags Kaffee trinken, um aus dem Institut auch mal rauszukommen.«

»Können Sie nachschauen gehen, ob sie auch das ist und sie vielleicht hierherbringen?«, fragte Ejder.

»Klar kann ich das machen! Aber sie ist sonntags nie hier! Also macht euch bitte keine allzu großen Hoffnungen!«, sagte die Biologin sichtlich unwohl, da sie nun scheinbar verstand, dass das alles kein gut ausgedachter Scherz war.

Die Biologin verließ ihr Büro und kam eine Minute später in Begleitung einer zweiten Person wieder. Man sah Miras Freundin an, dass sie sich noch unsicherer fühlte, da sie ihre Freundin an einem Sonntag im Institut gefunden hatte. Nun wurde das kleine Büro noch enger, und ohne dass Ejder das Ganze erklären musste, ließ die Assistentin die Untersuchung über sich ergehen. Als sich ihre Augen schwarz färbten, erschrak die Biologin merklich, doch so, dass es die Assistentin nicht mitbekam. Thomas beließ den Lichtstrahl wiederum länger im Auge, um keine Aufmerksamkeit zu erregen.

»Scheint alles in Ordnung zu sein«, log er die Assistentin an, die sich verabschiedete und ohne weitere Frage aus dem Büro ging, als wäre nichts weiter geschehen.

»Was haben Sie der Assistentin gesagt?«, fragte Ejder.

»Dass das eine Routineuntersuchung sei, um festzustellen, ob mit der Hornhautwölbung alles in Ordnung sei.«

»Jetzt haben Sie ja direkt mit angesehen«, sagte Ejder, nachdem kurzzeitig jene Art der Stille eingeleitet war, die man sprichwörtlich greifen konnte, »was wir Ihnen zuvor erzählt haben. Bleibt jetzt noch zu fragen, was das ist, woher es kommt, was es mit den Menschen macht, außer dass sie scheinbar etwas desorientiert im Alltag sind – und vor allem, warum wir vier es nicht haben!«

Dabei blickte er in Richtung Mira, doch er war sich seit einigen Momenten sicher, dass Mira kein Spiel mit ihnen trieb, sondern derselben Form von leichter Alltags-Desorientierung unterlag. Dass sie so weit denken konnte, sie hierher zu der Biologin zu führen, war für Ejder so etwas wie eine Ungereimtheit, die noch nicht in seine Erklärung passte. Noch nicht!

Im Umkehrschluss bedeutete das aber auch, dass eine strategische Verunsicherung oder ein In-die-Falle-Locken der Gegenseite unwahrscheinlicher wurde – zumindest für den Moment, was Ejder ein wenig beruhigte.

»Du sagtest eben«, begann nun die Biologin, das Erlebte aufzurollen, »dass ihr euch schon Gedanken darüber gemacht habt, aber noch keinen Schlüssel für die Ergebnisse gefunden hättet. Ist das richtig?«

»Ja«, antwortete Ejder. »Meine beste Idee ist weiterhin, dass wir – und damit meine ich vorrangig Thomas und mich – aufgrund einer speziellen Impfung noch nicht betroffen sind. Warum Mira es nicht ist, wissen wir nicht, aber mit ihnen zusammen sind wir schon vier! Nun gibt es mehrere Möglichkeiten: Entweder wir finden in unserer Schnittmenge etwas, was bei allen gleich ist, oder es gibt mehrere Wege, diese schwarzen Augen körperlich abzuwehren.«

»Von welcher speziellen Impfung spricht ihr?«

»Wir wollten Montag nächste Woche nach Asien«, meldete sich Thomas zu Wort. »Da mussten wir uns gegen eine Reihe von möglichen Krankheiten impfen lassen. Sonst hätten wir keine Einreisegenehmigung erhalten.«

»Wenn ich darüber nachdenke«, sagte die Biologin, »kann es vielleicht schon daran liegen, da wir – damit meine ich und meine Familie – letzten Winter nach Afrika geflogen sind und da brauchten wir auch eine umfassende Impfung.«

»Das wäre demnach ein möglicher Ansatz...«, fing Ejder an.

»Aber dagegenspricht, dass ich noch keine schwarzen Augen habe«, wendete Mira ein, doch da Thomas und Ejder die Wahrheit kannten, war beiden klar, dass die Vermutung der Biologin die bisher beste war.

»Patrick nicht zu vergessen!«, erwähnte Thomas im Anschluss.

»Patrick war noch mal wer? Der Junge, der mit euch am Anfang das Phänomen entdeckte, nicht wahr?«, fragte die Biologin.

»Genau!«

»Und er hat auch alle Impfungen erhalten, die ihr beide erhalten habt?«

»Ja, wir sind immer zusammen zum Arzt gegangen«, erwiderte Ejder.

»Wir haben alles zusammen geplant, uns gemeinsam auf die Reise vorbereitet und hätten diese auch zusammen bestanden«, sagte Thomas mit einem melancholischen Tonfall. »Wenn nicht diese Umstände uns dazu zwingen würden, dieses Problem irgendwie zu lösen!«

»Ihr beiden und ich haben also eine Impfung«, fasste die Expertin zusammen. »Was bei Mira los ist, müssen wir noch herausfinden, aber zu Patrick kann ich sagen, dass einige der Schutzimpfungen nicht immer einhundertprozentig wirken. Cholera und Malaria sind zwar gut in den Griff zu bekommen mit Impfungen, aber ein absoluter Schutz kann niemals gegeben sein. Insbesondere,

wenn man sich von einer Krankheit erholt oder das Immunsystem gerade eine schwere, instabile Phase durchmacht.«

»Patrick hatte vor einiger Zeit eine leichte Lungenentzündung«, sagte Thomas nachdenklich.

»Es könnte durchaus sein, dass die Nachwirkungen dieser Krankheit dazu führen, dass irgendwelche Mittel nicht vollständig anschlagen, die dafür sorgen, dass man keine schwarzen Augen bekommt – was auch immer die körperlichen Auswirkungen dieser Infektion sind«, meinte die Biologin.

»Sie vermuten also auch, dass es eine Infektion ist?«, fragte Ejder. »Im Grunde eine Pandemie, wenn so viele Menschen betroffen sind.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass sich eine Veränderung der Menschen auf so schnelle Art und Weise ausbreitet, dass es niemand merkt. Und ich selbst habe nichts davon gehört oder gelesen, in keinem Diskussionsforum oder in irgendeiner wissenschaftlichen Zeitung. Und wenn ich mir vorstelle, welche Kontrolle die Menschen mittlerweile über die Nachrichten dieser Welt besitzen, dann hätte das irgendjemand auffallen müssen.«

»Es gibt doch immer wieder diese Verschwörungstheorien, dass das Militär...«, fing Thomas an.

»Das glaube ich ehrlich gesagt nicht!«, unterbrach ihn Ejder. »Auch wenn wir nichts außer Acht lassen dürfen, was uns helfen könnte, dem Rätsel auf die Spur zu kommen. Zumindest bin ich schon einmal beruhigt, dass zwei weitere Menschen die schwarzen Augen sehen. Das bedeutet, dass wir sehr wahrscheinlich nicht verrückt oder das Problem sind.«

»Die Frage, die sich nun anschließt«, sagte die Biologin, »ist doch, welche Konsequenzen man daraus als nächstes zieht: Geht man zur Presse, versucht man die Menschen irgendwie zu warnen, oder...«

»Ich habe mir diese Frage auch schon gestellt!«, erklärte Ejder. »Aber ich bin der festen Überzeugung, dass nichts davon einen Sinn macht.«

»Warum?«, wollte Mira wissen, und Ejder hatte ein sonderbares Gefühl wegen dieser Frage, die zwar natürlich erschien, jedoch aufgrund Miras Veränderung mit Vorsicht zu genießen war. Aber um bei ihr keine Verunsicherung auszulösen, musste er antworten, als wäre alles normal und diese Frage die normalste auf der Welt.

»Weil es zu nichts führen würde außer Panik unter den Menschen – und selbst darüber wäre ich mir nicht mehr sicher!«

»Ich verstehe nicht...«, meinte Mira, und Ejder sagte sich, dass jetzt der richtige Zeitpunkt war, etwas auszuprobieren, über das er bereits seit dem Eintreffen in dem Institut nachdachte.

»Kommt mal alle mit auf den Flur«, sagte er zu den anderen. »Dann zeige ich euch, was ich meine.« Er öffnete die Türe des kleinen Büros, trat mit den anderen hinaus und rief durch den Flur, dass alle mal herschauen sollen. Als wirklich alle aus ihren Labors und Büros in den Flur traten und

Ejder anblickten, als wäre er eine außerordentlich wichtige Persönlichkeit, wunderte sich nicht nur die Biologin.

Ejder aber machte weiter und verkündete, dass jeder von ihnen eine Infektion unbekannter Art in sich tragen würde, die die Augen schwarz machen würde – und wie sich jetzt gezeigt hätte, den eigenen Willen brach. Zuerst hatte Thomas Ejder davon abhalten wollen, doch jetzt wunderte er sich ebenso wie die Biologin über das, was er sah.

»Danke für Ihre Aufmerksamkeit! Gehen Sie nun wieder an Ihre Arbeit!«, sagte Ejder zu der versammelten Menge, und die vier sahen mit an, dass dies auch alle anstandslos taten. »Und was uns ab jetzt angeht«, fasste er zusammen, »wir können ab jetzt machen, was wir wollen, denn die anderen Menschen haben kein Interesse, uns gefährlich zu werden.«

Mittlerweile waren sie wieder ins Büro getreten, und Thomas hatte aus Reflex die Türe geschlossen, auch wenn er jetzt erst merkte, dass das nicht mehr von Wert war.

»Mira hat übrigens auch schwarze Augen«, erklärte Ejder unvermittelt. Thomas' Blut gefror in seinen Adern, doch als er merkte, dass nur die Biologin darüber sichtlich bestürzt war, hatte er kapiert, was Ejder ihnen ein zweites Mal vorgeführt hatte.

»Ich habe schwarze Augen?«, fragte Mira, doch sie wirkte sonderlich leidenschaftslos.

»Ja Mira! Thomas hat es heute Morgen bei dir festgestellt!«, antwortete Ejder.

»Und was mache ich jetzt?«

»Vielleicht setzt du dich mal hin und denkst darüber nach, was du am liebsten machst.«

»Kann ich machen«, erwiderte Mira und setzte sich in einen Drehstuhl, in dem sie sich hin und her drehte.

»Das war entmutigend!«, sagte die Biologin. »Und alle Menschen sind so?«

»Scheinbar!«, antwortete Ejder. »Ich habe es auch gerade erst herausgefunden! Es wirkt, als ob jeder Mensch gerade noch so viel kann, dass er seine täglichen Aufgaben wahrnehmen kann, aber es geht kaum so weit, dass die Menschen noch wissen, welcher Tag heute ist. Sie sind zu irgendwelchen Massenmenschen mutiert, die ihre Aufgaben ohne ein Hinterfragen erledigen.«

»Aber der Inder gestern – der war doch anders!«, wandte Thomas ein.

»Das ist richtig, Thomas«, sagte Ejder. »Aber das Alltägliche des Inders ist es nun mal, sich den Kopf über seltsame und unwahrscheinliche Dinge zu zerbrechen.«

»Und was ist dann mit Patrick? Kannst du dich noch daran erinnern, wie wir auf dem Hof von den zwei Hunden attackiert wurden, die von Patrick scheinbar kontrolliert wurden? Was ist mit dieser Situation?«

»Die passt tatsächlich bisher nicht in mein System hinein. Aber auch dafür gibt es bestimmt eine Erklärung, die einen Sinn ergibt! Doch das soll jetzt nicht unser Problem sein.«

»Das soll nicht unser Problem sein?«, schrie Thomas unvermittelt. »Nicht unser Problem? Immerhin ist Patrick unser Freund!«

»Er war unser Freund! Jetzt ist er ein Gegner, ein Eingereihter in das Kollektiv der Menschen, die von jeder Selbstbestimmung befreit wurden«, gab Ejder kalt zurück.

»Willst du sagen, dass es so weit geht, dass selbst eigene Gedanken nicht mehr vorhanden sind?«, fragte die Biologin skeptisch und von der Vorstellung erschrocken zugleich.

»Nicht unbedingt. Zuweilen hatte Mira auch Gedanken ausgesprochen, die uns geholfen haben – doch die Frage ist, wie sehr wir diese Antworten durch unsere Fragen herbeigerufen haben.«

»Ich habe immer ehrlich geantwortet – das, was ihr brauchtet, um eure Lösung des Rätsels zu finden«, sagte Mira ohne erkennbare Verstimmung.

»Das meine ich damit!«, sagte Ejder und sah, wie die Biologin nickte. »Seit ich in diesem Institut bin und seitdem es Thomas aufgefallen ist, dass an einem Sonntag normalerweise keine Menschen arbeiten, fügen sich einige Puzzleteile aneinander und lassen ein klein wenig hinter das Schwarz blicken, das sich...«

»Kannst du bitte das Wort Schwarz irgendwie aus deinem Wortschatz streichen«, sagte Thomas streng, höchstwahrscheinlich noch von der Unterhaltung über Patrick als Freund angegriffen.

»Thomas! Ich kann verstehen, wenn du dich unwohl fühlst, und ja, Patrick ist weiterhin unser Freund – aber nicht in diesem Zustand! Hier und jetzt haben wir keinerlei Freunde außer uns beiden, und alle anderen, die noch nicht von der Infektion betroffen sind, können uns helfen. Aber wenn du an Patrick denkst, wie er...«

»Das war nicht Patrick! Patrick ist unser Freund, und dieser Patrick war nicht Patrick, unser Freund!«

»Du hast recht«, beschwichtigte Ejder und verdeutlichte seine Worte mit seinen Händen. »Ja, das war nicht Patrick, wie wir ihn kennen, aber das ist auch nicht dieselbe Mira, die wir sonst kennen.«

»Wer bin ich denn?«, kam es von Mira unschuldig.

»Du bist du«, antwortete Thomas und wusste, dass er damit falsch lag, aber aus irgendeinem Grund fühlte er sich schuldig, dass er Mira in diese Sache mit hineingezogen hatte.

»Zurück zu unserem Problem der Infektion!«, meinte Ejder nach einem kurzen Schweigen. »Wenn wir Patrick ausklammern, weil bei ihm die Mittel nicht angeschlagen haben, dann könnte es durchaus sein, dass wir drei alle denselben Impfstoff injiziert bekommen haben, was dazu führt, dass wir gegen die aktuelle Infektion in irgendeiner Form resistent sind.«

»Die Frage ist nur, was es ist«, meinte die Biologin, »und wie lange der Schutz noch anhält! Denn wenn es in unserem Innern einen Kampf gegen die Infektion gibt, könnte es sein, dass unser Schutz auch bald vorbei ist. Oder dass dieser Kampf uns alle schwächt!«

»Wie können wir herausfinden, welches Mittel es ist, das gegen die Infektion wirkt? Machen wir Bluttests?«

»Das wäre eine Möglichkeit, aber die ist zu aufwendig und die Ergebnisse brauchen lange, ehe sie aussagekräftig sind. Ein einfacher Bluttest würde vielleicht nichts hervorbringen, was abnormal ist, wenn es sich auf viraler oder bakterieller Ebene abspielt. Am einfachsten sind Tests mit den eingenommenen Mitteln.«

»Dann müssen wir uns eine Arztpraxis oder Apotheke suchen«, schlug Ejder vor, »und die Mittel, die wir in uns tragen, an Infizierten ausprobieren!«

»Das scheint der einfachste Weg zu sein!«, stimmte die Biologin zu. »Und ich weiß auch schon, wie ich an die Mittel herankomme!«

»Sie brauchen gar keine List anzuwenden«, sagte Ejder. »Denn wir fragen einfach nach den Mitteln, und wenn die Menschen infiziert sind, dann geben sie uns die schon ohne nachzufragen, was wir damit wollen.«

»Du meinst, dann könnte ich einfach in irgendeinen Laden gehen, frage nach irgendwas und die geben ihn mir, ohne dass ich dafür bezahlen muss?«, wollte Thomas von Ejder wissen.

»Vielleicht fragen sie dich nach einer Bezahlung, aber dann sagst du einfach, dass es bereits bezahlt wurde, und ich kann mir vorstellen, dass du aus dem Laden spazieren kannst, ohne dass dich einer aufhält.«

»Das müssen wir auf jeden Fall ausprobieren!«, meinte Thomas. »Allein, um herauszufinden, wie schlimm sich die Infektion auf die Menschen auswirkt!«

»Das ist jetzt nachrangig, aber ja, Thomas, wir probieren das aus«, sagte Ejder, da er Thomas nicht weiter verärgern wollte. »Jetzt müssen wir uns auf den Weg zu einer Apotheke machen – und dann brauchen wir auch noch einen Freiwilligen, an dem wir die Mittel ausprobieren können.«

»Ich komme mit und teste sie für euch«, sagte Mira, und jetzt gefror auch Ejders Blut.

»Nein, Mira«, sagte die Biologin, »das wirst du nicht! Du wirst hier schön auf unsere Rückkehr warten und inzwischen vielleicht ein wenig schlafen. Hast du mich verstanden?«

»Ich habe dich verstanden«, sagte Mira und machte es sich bequem, indem sie einen anderen Stuhl heranzog, die Schuhe abstreifte und die Beine hochlegte.

Thomas sah erstaunt zu und fragte sich, wieweit wohl die Hörigkeit der Menschen ging, doch Ejder schien seine Gedanken zu erraten und schlug ihm auf den Rücken.

»Denk nicht einmal daran«, wisperte er in Richtung seines Freundes; und dann lauter: »Wir müssen herausfinden, welche Apotheke Notdienst an diesem Sonntag hat!«

»Die Falken-Apotheke! Keine Ahnung, ob das Zufall ist, aber ich kenne den Besitzer und weiß, dass er dieses Wochenende Notdienst hat! Die ist auch nicht so weit weg! Dort können wir auch ohne großes Aufsehen alle Mittel bekommen, die wir brauchen«, sagte die Biologin, und Ejder

unterließ es, sie darauf hinzuweisen, dass es völlig gleichgültig erschien, welche Apotheke man ansteuerte.

»Da ihr nach Asien wolltet«, sagte die Biologin, als sie sich in Begleitung von Ejder und Thomas auf den Weg aus dem Institut machte, »gibt es standardmäßige Impfungen, wie sie auch für Afrika existieren. Wenn ich beide Impfungen übereinanderlege und die Schnittmenge betrachte, kommen Gelbfieber, Typhus, Cholera, Hepatitis B und Malaria in Betracht. Die Standardimpfungen wie Diphtherie und Tetanus lasse ich außen vor, denn dann sollten mehr Menschen normal sein. Hepatitis B können wir auch dann ausschließen, wenn wir in der Apotheke merken, dass alles normal ist, denn die meisten Fachkräfte werden dagegen geimpft. Gelbfieber und Typhus halte ich ebenfalls für wenig wahrscheinlich – aber das ist nur eine Vermutung.«

»Das bedeutet«, fasste Ejder zusammen, »dass wir mit Malaria und Cholera beginnen.«

»Das würde ich vorschlagen«, sagte die Biologin, als sie aus dem Institut auf den freien Platz davor traten.

»Ich bin gleich wieder da«, sagte Thomas unvermittelt und lief los; er hielt direkt auf einen Eisstand in der Nähe zu, erhielt sein Eis, ohne zu bezahlen, und kam wieder.

»Wollt ihr auch eins«, sagte er zu den anderen beiden, »die gibt es heute kostenlos?«

»Was hast du dem Eisverkäufer erzählt?«

»Dass wir heute den Welttag des Eises haben und dass damit alle Eisverkäufe kostenlos sein müssten«, freute sich Thomas über seinen Einfallsreichtum und schleckte an seinem Eis, während Ejder mit dem Kopf schüttelte und die Biologin immer noch nicht vollständig verstand, welche Auswirkungen diese Infektion auf die Menschheit zu haben schien.

Gemeinsam gingen sie zu der Apotheke, klingelten und warteten, bis der Bekannte auftauchte, taten so, als wäre nichts geschehen und es kein Sonntag gewesen, fragten nach den Mitteln gegen Malaria und Cholera, behaupteten, dass die Mittel bestellt gewesen seien, und hielten die Mittel keine Minute später in ausreichenden Mengen in den Händen. Als sie auch nach geeigneten Spritzen, Desinfektionssprays und Pflastern fragten und auch erhielten, waren die drei bereit, die Mittel an Menschen auszuprobieren, die an der ominösen Infektionskrankheit litten. Aus der Apotheke tretend suchten sie sich ein junges Paar aus, das die Straße entlang geschlendert kam, untersuchten sie ohne Widerstand auf schwarze Augen, stellten diese fest und waren nicht mehr verwundert, dass die beiden die Prozedur ohne Aufregung über sich ergehen ließen. Während Ejder und Thomas sich auf eine Bank setzten und die Arme freimachen ließen, zog die Biologin die Malariaimpfung auf und applizierte diese in den Oberarm der beiden.

»Wie lange wird es dauern, bis wir ein Ergebnis sehen?«, fragte Thomas.

»Ich habe keine Ahnung«, sagte Ejder und untersuchte die Augen der beiden, die weiterhin schwarz blieben.

Da die beiden Probanden aber auch keine weiteren Anzeichen einer Veränderung zeigten, bereitete die Biologin die Schluckimpfung für Cholera vor und keine Minute nach dem Einnehmen der Impfung durch die Testopfer zeigte sich die Veränderung. Während der Mann des Paares einen krampfhaften Anfall bekam, zur Seite von der Bank auf den Boden kippte und sich zitternd wand, versteinerte die Frau, schloss die Augen und versank im Tod, den die Biologin jedoch erst feststellte, nachdem sie sich um den scheinbar mit seinem eigenen Körper kämpfenden Mann befasst hatte. Sie versuchte alles, was sie noch von ihren medizinischen Schulungsseminaren wusste, brachte den Mann in eine stabile Seitenlage, suchte diesen zu entspannen, suchte seine Aufmerksamkeit, doch sein Herz raste.

»Ruft einen Krankenwagen«, schrie sie hektisch den beiden Jungs zu.

Thomas wollte reagieren und sein Handy hervorkramen, doch Ejder hielt ihn davon ab.

»Wir brauchen keinen Krankenwagen rufen«, sagte Ejder, »denn er wird zwar kommen, aber was kann er noch ausrichten?«

»Das ist verdammt noch mal ein Menschenleben«, schrie die Biologin, »und jetzt ruft endlich einen Krankenwagen!«

Thomas sah Ejder an, der seine Hand wegnahm, sodass Thomas nach einem Krankenwagen rufen konnte, doch niemand hob seine Anrufe ab.

»Er ist tot!«, konstatierte die Biologin und wollte sich neben den Toten niedersetzen, als ihr die Frau auf der Parkbank einfiel, doch diese war schon länger aus der Welt geschieden.

»Beide sind tot! Was ist mit dem Krankenwagen?«

»Niemand hebt ab«, antwortete Thomas, »weder im Krankenhaus, noch bei der Polizei oder der Feuerwehr. Es ist, als wären alle Notfallsysteme unbesetzt.«

»So ist es«, sagte Ejder und blickte beide sonderbar ruhig an. »Das ist das System, das hinter der Pandemie steckt.«

»Welches System?«, fragte die Biologin unwirsch.

»Das System ist ein einfaches«, erwiderte Ejder, »denn es geht nur darum, die Menschen am Leben zu erhalten, indem sie den täglichen Routinen nachkommen, so sinnlos manche Arbeiten auch erscheinen mögen. Ich bin mir sicher, dass hinter dieser Pandemie eine Intelligenz steckt – in welcher Form auch immer – und dass diese Infektion so programmiert ist, dass die Menschen sich zwar nicht selbst zerstören, aber auch nicht alles tun, um einen Einzelnen zu beschützen.«

»Du sprichst von einer Kollektivierung der Menschen auf ein bestimmtes Ziel hin?«, fragte Thomas.

»Das glaube ich, ja«, sagte Ejder, »es wäre die Erklärung, die am ehesten erklären würde, warum die Menschen sich so sonderbar verhalten.«

»Und warum haben wir dann diese Phänomene gesehen«, wollte Thomas weiter wissen, »die andere Menschen nachweislich nicht gesehen haben?«

»Das frage ich mich auch die ganze Zeit«, antwortete Ejder, »aber vielleicht liegt es einfach daran, dass in unserem Körper ein Krieg zwischen den Infektionen tobt – lebende Cholerabakterien gegen die neue Infektionskrankheit. Vielleicht hat das einen Einfluss auf unser Gehirn und wir sehen Dinge, die wir vielleicht irgendwo gesehen haben und glauben, dass diese real sind.«

»Das würde vieles erklären«, sagte die Biologin, »doch vielmehr interessiert es mich, was du mit der Intelligenz hinter der Infektion meinst.«

»Wir hatten ganz am Anfang vermutet«, sagte Ejder, »dass die Infektion außerirdischen Ursprungs ist, und haben einen Schulkollegen aufgesucht, der uns einiges darüber erzählt hat, sodass wir zwar nicht ganz von der Idee fort sind, aber eindeutig zu wenig wissen, um uns auf irgendeine Idee zu fixieren.«

Während Ejder von der Begegnung mit dem Inder berichtete, war Thomas wieder unterwegs und kam dieses Mal mit einem Beutel voller warmen Essens zurück, das er auch den anderen beiden anbot. Dieses Mal nahmen sie etwas davon, da sie beide einen großen Hunger verspürten; und obgleich zwei Leichen in direkter Nähe lagen, schien nichts den Ablauf des Tages zu stören.

»Die Frage bleibt auch nach dieser Demonstration: Was machen wir als Nächstes, nachdem wir herausgefunden haben, dass die Cholerabakterien die Infektion davon abhalten, über uns die Kontrolle zu gewinnen?«

»Es ist nicht gesagt, dass es ausschließlich die Cholerabakterien sind«, warnte die Biologin, »es kann auch etwas anderes sein, und die Bakterien sorgen nur für einen inneren Kampf, der tödlich für den Menschen endet. Wir sollten auf jeden Fall noch alle anderen Mittel ausprobieren, um sicherstellen zu können, dass nicht irgendwelche Interdependenzen existieren, bevor wir uns weiter impfen.«

»Wir sollen uns weiter impfen?«, fragte Thomas erschrocken und blickte zu den beiden Leichen.

»Das müssen wir, Thomas«, sagte Ejder, »denn wir haben keine Ahnung, wie lange die Bakterien, die wir im Körper haben, ausreichen, um die Infektion abzuwehren. Wir müssen wissen, wie wir uns gegen sie schützen können – und als Erstes, ob es überhaupt dieses Mittel ist.«

»Und wenn ich da nicht mitmache?«

»Du wirst, denn ich habe keine Lust, nachher alleine gegen irgendetwas zu kämpfen, wo ich unbedingt deine Hilfe brauche!«, sagte Ejder mit einer Bestimmtheit, die ausreichte, um Thomas für den Moment ruhigzustellen.

»Kommen Sie«, sagte er zur Biologin, »lassen Sie uns die anderen Mittel besorgen, damit wir testen können, was wirkt und was nicht!«

»Und dabei bringen wir wieder Menschen um?«, fragte die Biologin und war sich ihrer Sache, die sie eben mit voller Selbstverständlichkeit vorgetragen hatte, nicht mehr sicher.

»Das kann passieren!«, sagte Ejder.

»Wir haben zwei Menschen umgebracht«, mahnte sie, »das sollten wir nicht abtun, als wäre es unwichtig oder gar nichtig!«

»Das mache ich keineswegs«, sagte Ejder, »aber wir haben keine andere Wahl, denn die Menschen, die ihre Selbstkontrolle verloren haben, kommen sicher nicht auf die Idee, eine Lösung für das Problem zu finden – während wir vielleicht die beste Möglichkeit für alle sind. Ich weiß nicht, was Sie und Thomas denken, aber irgendwie ist das hier ein biologischer Krieg – und im Krieg gibt es nun mal Opfer, um die anderen Menschen zu retten.«

»Das hört sich bescheuert an«, sagte Thomas und blickte sich zu den beiden Leichen um.

»Was soll ich euch sagen?«, fragte Ejder, »auch ich habe keine Ahnung, was wir machen sollen, und zudem sitzt in mir eine riesengroße Angst davor, irgendwann Teil dieser willenlosen Masse zu sein, die weder Antrieb noch irgendein Ziel zu kennen scheint. Entweder wir tun etwas dagegen und müssen dabei Verluste hinnehmen, oder wir können uns gleich irgendwo zum Schlafen legen und darauf warten, dass das Infektionskollektiv gegen uns gewinnt.«

»Ich will doch nur sagen, dass ich mich dabei nicht wohl fühle«, versuchte Thomas eine Erklärung, »es ist nur...«

»Ich verstehe deine Fragen und habe sie selbst in mir«, sagte Ejder mitfühlend und legte einen Arm um die Schulter seines Freundes, »und wenn dir eine bessere Lösung oder ein besserer Weg einfällt, werden wir diesen Weg gehen, doch ich kann dir sagen, dass ich aktuell keinen besseren weiß, und wenn dabei Menschen sterben, dann muss ich mir sagen, dass es so ist und nicht anders – aber ich hatte keine andere Wahl.«

»Das klingt ziemlich resignativ«, sagte die Biologin.

»So ist unsere Situation: kurz vor der Resignation!«, meinte Ejder und wandte sich zur Apotheke um. »Lasst uns gehen, wir müssen herausfinden, was unseren Körper von den anderen unterscheidet, und müssen hoffen, dass es nur die Cholera ist – das würde es uns einfacher machen.«

Mit einiger Überwindung setzten sich auch Thomas und die Biologin in Bewegung und folgten Ejder auf seinem Weg zur Apotheke. Nun ließen sie sich die anderen Mittel gegen die Krankheiten geben, von denen die Biologin eben gesprochen hatte, gingen nach draußen, und Ejder suchte nach Probanden, da sich weder Thomas noch die Medizinerin dazu überwinden konnten; auch die Verabreichung der Mittel übernahm Ejder, nachdem Thomas die Probanden nach schwarzen Augen untersucht hatte – doch kein Mittel schlug an oder brachte irgendwelche Reaktionen zum Vorschein.

»Das ist ein wichtiger Schritt nach vorne«, resümierte Ejder, nachdem sie die Testopfer fortgeschickt hatten, »denn jetzt können wir darauf hoffen, dass die Cholera-Bakterien diejenigen sind, die die Infektion unter Kontrolle halten. Dass sich diese über die Luft verbreiten muss, erscheint auch fast klar, ist aber unwichtig zu erwähnen, da es niemanden mehr zu geben scheint, der ohne schwarze Augen unterwegs ist.«

»Was ist mit denen, die wie ich eine Cholera-Impfung hinter sich haben?«, fragte die Biologin.

»Natürlich schaue ich auch immer, ob ich irgendwelche Menschen entdecken kann, die sich merkwürdig verhalten, ganz als ob sie nicht kollektiv denken würden, doch ist die Entdeckung mitunter mühselig, da sich die Menschen mit den schwarzen Augen nicht sonderlich anders verhalten als sonst; der Unterschied liegt in kleinen Nuancen und wird erst richtig auffällig, wenn wir ihn ansprechen oder untersuchen. Ich denke, dass wir nicht damit rechnen sollten, weitere Menschen zu treffen, die keine schwarzen Augen haben – und sollte es so sein, wäre es nicht schlecht, weitere Hilfe zu erhalten.«

»Wir sollten uns auf jeden Fall impfen«, schlug die Biologin vor.

»Ich gehe den Impfstoff besorgen und Sie bereiten schon mal alles vor.«

»Ich werde mich nicht impfen«, protestierte Thomas.

»Natürlich wirst du das«, sagte Ejder, »und wenn ich dich festhalte und wir dich zwingen!«

»Du kannst ja mal versuchen, mich festzuhalten«, reizte Thomas seinen Freund und ging in eine Verteidigungsposition.

»Jungs, hört mit diesem Mist auf!«, schlichtete die Medizinerin, »hier wird keiner zu irgendetwas gezwungen! Meinetwegen nehme ich die Impfung als erstes ein und dann könnt ihr sehen, wie sie wirkt. Wenn ihr dann meint, sie nehmen zu wollen, gut, und wenn nicht, müsst ihr davon ausgehen, dass euer Schutz vielleicht bald aufgebraucht ist.«

»So machen wir's«, sagte Ejder und blickte auffordernd in Richtung Thomas, drehte sich dann aber ab und ging zur Apotheke, um den Impfstoff zu besorgen, der sie schützen sollte.

»Ejder versucht doch nur das Beste aus der Sache zu machen«, sagte die Biologin zu Thomas.

»Ich weiß.«

»Aber du hast irgendwelche Bedenken...«

»Es ist das Ganze. Seitdem wir wissen, was mit den Menschen los ist, erscheint mir Ejder nicht mehr als der Freund, der er war, sondern als ein Monster, das ...«

»Er ist kein Monster, sondern einer, der den Menschen helfen will...«

»Das mag ja sein, aber er will immer mit dem Kopf durch die Wand, anstatt den Sachverhalt ordentlich zu besprechen, sodass wir alle unsere Meinungen sagen können.«

»Ich verstehe, was du meinst, aber in einer solchen Situation, die sich wirklich keiner vorstellen konnte, braucht es jene Menschen, die vorangehen, auch mal gegen den Widerstand anderer

Menschen, den sie mit Gewalt zu brechen versuchen. Ich kann deine Position verstehen, aber auch seine. Er will eine Lösung finden und geht dafür nicht einmal sprichwörtlich über Leichen, sondern zwingt die Erkenntnis, zu ihm zu kommen. Dabei ist er noch sehr logisch und geht analytisch vor, weswegen du ihm schon vertrauen kannst.«

»Ich habe keine Angst davor, dass ich ihm nicht vertrauen kann, sondern frage mich, was ich machen soll, wenn ihm irgendetwas passiert – ich meine, ich bin nicht einmal halb so intelligent wie er und brauche ihn, um das hier zu überleben. Ich meine, wenn Ejder wirklich Erfolg haben sollte und wir eine Lösung finden, dann würde das auch bedeuten, dass die Menschen, die ich liebe, wieder normal werden! Also muss ich ihm vertrauen!«

In diesem Moment dachte die Biologin an ihren Mann und ihren Sohn, dem sie eigentlich noch den Kopf waschen wollte, und erschrak, als ihr bewusst wurde, dass sie an beide bisher nicht gedacht hatte – zugleich beruhigte es sie, dass beide ebenfalls gegen Cholera geimpft waren.

»Ich warte noch das Ergebnis der Impfung ab«, sagte sie zu den beiden Jungs, »dann muss ich euch verlassen, denn ich muss nach meinem Mann und meinem Sohn schauen, ob die Impfung auch bei ihnen standhält.«

»Hier sind die Mittel«, sagte Ejder und hielt sie ihr hin.

Die Biologin nahm als erstes das Mittel gegen Cholera und zeigte auch nach fünf Minuten keinerlei Anzeichen eines Kampfes gegen den Tod, sodass Ejder sich entschloss, das Mittel auch einzunehmen; allein bei Thomas brauchte es eine Viertelstunde, ehe auch er sich zur Impfung entschloss. Die beiden anderen wussten, dass jeglicher Druck auf Thomas verhindern würde, dass er es einnahm, und hatten auf das Ausbleiben eines Todeskampfes als Argument gesetzt – insbesondere Ejder, der darum wusste, wie wichtig Thomas für ihn und seinen Kampf gegen die Infektion war.

»Siehst du, es war doch gar nicht so schwer«, sagte Ejder, massierte leicht die Schulter seines Freundes, der sich ein wenig Freiraum verschaffte, indem er abseits über den kleinen Platz wanderte. Währenddessen ließ sich Ejder erklären, wie oft und in welcher Dosis er die Schutzimpfung auffrischen sollte, wobei vereinbart wurde, dass sie die Impfung jeden Tag auffrischen sollten, um einen wirksamen Schutz zu garantieren – gegen das Risiko, den Körper mit den Cholerabakterien zu vergiften.

»So, ich werde jetzt gehen«, sagte die Biologin, »ich gehe noch am Institut vorbei und lasse unser Blut untersuchen, was aber ein wenig dauern wird, schnappe mir Mira und fahre dann nach Hause. Hoffentlich ist bei meinen Lieben alles in Ordnung!«

»Da wir nicht wissen, was passiert, wenn wir irgendwem davon erzählen, sollten wir alle sehr vorsichtig sein! Auch ihre Familie muss abwarten! Falls wir irgendwelche Fragen haben«, sagte Ejder zu ihr, als er sie umarmte, »rufen wir an. Umgekehrt gilt das natürlich auch!«

»Danke für eure Hilfe!«, sagte sie und umarmte auch Thomas, der mittlerweile wieder zu den beiden getreten war. »Viel Glück!«, sagte sie abschließend, da ihr angesichts der Situation nichts Besseres einfallen wollte.

Ohne ihr eine Antwort zu geben, sahen Thomas und Ejder der Biologin hinterher, die ihnen so sehr geholfen hatte; dann drehte sich Ejder zu Thomas, blickte ihm in die Augen und umarmte seinen Freund.

»Ich würde niemals zulassen«, flüsterte er Thomas ins Ohr, »dass dir etwas geschieht! Niemals!«

»Ich weiß«, flüsterte Thomas zurück und beide lösten sich mit dem Gefühl, dass damit eine Wand, die sich seit dem Morgen zwischen beiden aufgebaut hatte, eingerissen worden war.

»Was machen wir nun«, fragte Thomas, »da wir wissen, was uns vor der Infektion schützt, aber andere Menschen nicht davon heilt?«

»Das ist eine gute Frage«, sagte Ejder und suchte sich eine Bank, auf die er sich setzte, zu den beiden Leichen blickte und sah, dass sich niemand an deren Anblick störte – die Menschen gingen an ihnen vorbei, als wäre es das normalste der Welt, dass tote Menschen auf einem öffentlichen Platz lagen.

»Vielleicht sollten wir mal nach Hause gehen«, schlug Thomas vor, »um nachzuschauen, wie es unseren Eltern und Geschwistern geht.«

»Glaubst du, dass du gerne mit ansehen möchtest, wie deine Familie mit schwarzen Augen herumrennt und ohne eigenen Willen ist?«

»Da ich es ja weiß, kann ich wenigstens mal meine Kleidung wechseln«, meinte Thomas.

»Glaub mir, es ist nicht so einfach, wie du dir das vorstellst – jetzt aus der Distanz kannst du dir vorstellen, wie es ist, wenn du mit deiner Familie sprichst und sie dir keine vernünftige Antwort geben können, doch wenn du vor Ort bist, wünschst du, dass du wieder schnell von dort wegstommst. Vertrau mir, ich weiß, wovon ich spreche.«

»Das glaube ich dir gerne, aber dennoch sehne ich mich danach, seitdem ich heute Morgen in Miras schwarzen Augen geschaut habe. Außerdem brauche ich frische Klamotten...«

»Die können wir uns auch in irgendeinem Laden besorgen«, meinte Ejder, »da kannst du dir das aussuchen, was du schon immer mal tragen wolltest!«

»Das ist mir egal, was ich trage, Hauptsache, die Klamotten stinken nicht so wie die, die ich gerade trage. Die habe ich bis auf die Naht durchgeschwitzt.«

»Dann lass uns ins Kaufhaus gehen und frische Klamotten besorgen – vielleicht fällt uns auf dem Weg dorthin etwas ein, was uns weiterbringt.«

Langsam erhob sich Thomas von der Bank, streckte sich und ging mit Ejder in Richtung Innenstadt, die nicht sehr weit entfernt war; aus den Erlebnissen mit dem Busfahren schreckten beide vor einer weiteren Fahrt zurück. Schweigend gingen sie die Straßen entlang, suchten nach

Auffälligkeiten, und die einzige, die sie fanden, war, dass es keine gab. Kein Mensch, ganz gleich, wen sie auch trafen, verhielt sich sonderbar - was das eigentlich Sonderbare war; selbst die Obdachlosen, die sonst in den Fußgängerzonen saßen, fehlten; keine Musiker spielten irgendetwas, keiner schien Hektik in seinem Treiben zu verbreiten – alle Menschen glichen in ihrem Tempo und in ihren Tätigkeiten allen anderen, was nicht nur Thomas beklemmte; auch Ejder, der sich auf der logischen Ebene einreden konnte, dass das so sein müsse, fühlte sich unsicher und unwohl unter den Menschen, deren Willen scheinbar mühelos gebrochen oder umprogrammiert worden war.

»Noch mal zurückzukommen auf die Phänomene«, sagte Thomas, »denn die sind ja eher ein Teil von uns als ein Teil der anderen Menschen.«

»Das ist richtig.«

»Ich verstehe nicht, warum wir diese Sachen sehen, die nicht real sind. Woher kommen diese Effekte?«

»Wenn ich das wüsste«, sagte Ejder, »aber da wir jetzt viel mehr wissen als beim letzten Mal, können wir vielleicht gezielt nach den Beweggründen suchen, wenn wir das nächste Mal irgendetwas sehen!«

»Du meinst, dass wir uns verbrennen, überfahren oder sonst was lassen sollen?«

»Wenn es keine andere Lösung gibt, um das Rätsel zu lösen...«

Gemeinsam betraten sie ein Kaufhaus und suchten nach frischen, neuen Klamotten, wechselten alt gegen neu, ließen die alten Sachen im Kaufhaus und gingen, ohne gefragt zu werden, durch die piepende Alarmanlage, die seltsamerweise nach einigen Meldungen abgeschaltet wurde. Die beiden warteten auf eine Reaktion, doch niemand meldete sich, sodass sie vor das Kaufhaus traten und gemeinsam nachdachten, was sie als Nächstes machen wollten.

»Meinst du, es macht Sinn, zu der Diskothek zu fahren?«, fragte Thomas.

»Du meinst, weil wir dort zum ersten Mal die schwarzen Augen bemerkt haben?«

»Ja.«

»Ich halte es für unwahrscheinlich, dass sich dort der Ausgangspunkt befindet«, meinte Ejder, »viel eher, dass wir nur dort darauf gestoßen sind, weil es dort das Schwarzlicht gab, das uns die veränderten Augen anzeigte.«

»Aber es gibt doch mehr Diskotheken als nur diese eine.«

»Du vergisst aber, dass es auch Menschen geben muss, die sich gegen Cholera geimpft haben und sich in einer Diskothek befinden, in der Schwarzlicht eingesetzt wird. Das macht das Ganze schon sehr unwahrscheinlich!«

»Ich glaube, du hast recht«, sagte Thomas und versank wieder in Gedanken.

»Fällt dir was auf?«, fragte Ejder, nachdem sie beide einige Zeit in Gedanken versunken geschwiegen hatten.

»Nein, was sollte mir denn auffallen?«

»Siehst du irgendjemanden?«

»Nein! Alles ist wie leergefegt!«

»Du weißt, was das bedeutet?«

»Dass wir uns in einem Phänomen befinden?«

»Genau.«

»Und was wird deiner Meinung nach passieren?«

»Ich habe keine Ahnung«, sagte Ejder und blickte sich nach allen Seiten um. »Vielleicht sollten wir uns in ein Gebäude begeben, dann können wir nur von den Seiten angegriffen werden.«

»Oder die Decke stürzt ein und begräbt uns unter sich«, hielt Thomas dagegen.

»Wir müssen auf jeden Fall dafür sorgen, dass wir immer alle Richtungen im Blick haben, um auf alle Eventualitäten gefasst zu sein«, sagte Ejder und stellte sich mit dem Rücken zu Thomas, der ebenfalls Ejder den Rücken zukehrte. So standen sie, Rücken an Rücken, und suchten die Umgebung nach etwas Ungewöhnlichem ab, doch keiner konnte es entdecken.

»Vielleicht ist das wieder mal eine Irreführung«, sagte Thomas, »und am Ende gibt es nichts Besonderes zu sehen.«

»Das ist durchaus möglich, wenn...«, sagte Ejder, unterbrach sie aber prompt.

»Was ist los?«, wollte Thomas sogleich wissen.

»Ich weiß es nicht, aber da kommt eine Frau auf uns zugelaufen.«

»Wo?«, fragte Thomas und drehte sich so weit um, dass er die herbeilaufende Frau mit seinem Blick erfassen konnte.

Mit dem Näherkommen hörten die beiden Jungs auch den Schrei, den die laufende Frau ab und an von sich ließ – sie schien direkt auf die beiden Wartenden zuzukommen.

»Was machen wir jetzt?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Ejder, »aber wenn es sich um ein Phänomen handelt, müssen wir diesem mit Mut begegnen und standhaft bleiben – und wenn es ein richtiger Mensch ist, könnte es sein, dass sie auch normal ist.«

»Du meinst ohne schwarze Augen?«

»Durchaus möglich. Vielleicht sieht sie auch ein Phänomen und ist im Moment genauso gefangen wie wir.«

In der Zwischenzeit war die Frau fast schon bei ihnen und die beiden Jungs stellten sich nebeneinander und machten Zeichen, dass die Frau anhalten solle, was sie auch unvermittelt tat. Völlig außer Puste blieb sie vor den beiden stehen, pustete durch und blickte sich über ihren Rücken um, als würde von dort Gefahr lauern.

»Lauft!«, schnaufte sie zwischen zwei Atemzügen.

»Warum sollen wir laufen?«, fragte Thomas.

»Weil eine ganze Horde Stiere hinter mir her ist, und wenn die euch sehen, überrennen die euch!«

»Es gibt keine Stiere«, sagte Ejder, »denn wir wissen, dass es keine gibt!«

»Doch es gibt sie«, sagte die Frau, immer wieder nach Luft schnappend, und spätestens jetzt war zumindest Ejder klar, dass diese Frau sicherlich keine schwarzen Augen hatte.

»Wir werden Ihnen beweisen, dass es sie nicht gibt«, meinte Ejder und suchte mit seinen Augen nach den Stieren, die jedoch noch nirgends zu sehen waren, aber sicherlich kommen würden, da die Frau und die beiden Jungs offensichtlich einem Phänomen unterworfen waren.

»Was wollt ihr machen?«

»Wir werden uns den Stieren in den Weg stellen und sie aufhalten«, sagte Thomas und stellte sich demonstrativ mit verschränkten Armen in die Richtung, aus der die Frau gelaufen gekommen war.

»Ihr seid doch verrückt!«

»Wir sind nicht verrückt«, entgegnete Ejder, »denn wir wissen, dass diese Stiere nur eine Einbildung sind.«

»Dann will ich euch sehen, wie ihr gegen die Einbildung ankämpft, während ich weiterlaufe und mein Leben rette«, sagte die Frau und machte sich wieder bereit weiterzulaufen, als die Stiere, von denen sie sprach, tatsächlich am Ende der langen Straße auftauchten und sie in der Breite im Gesamten die Straße ausfüllten. Keine Bank, kein Brunnen, kein Zierrat hielt dem wilden Anrennen der Stiere stand, die sich wie eine Wand durch die Einkaufspassage zwängten.

»Vertrauen Sie uns«, sagte Ejder, doch auch er musste diesem wahnsinnigen Anblick Tribut zollen und schwankte in seiner Stimme, »die Stiere werden entweder vor uns anhalten oder durch uns durchrennen, ohne dass sie uns berühren – quasi so, als ob wir die Geister wären.«

»Lassen Sie mich los«, schrie die Frau hysterisch werdend, doch Thomas hielt sie am Arm fest und kämpfte um seinen Griff, »wenn Sie sich noch nicht einmal sicher sind, ob sie stoppen werden oder durch uns durchlaufen! Lassen Sie mich los«, schrie sie nun und Thomas ließ sie los, auch weil er sich dieselbe Frage wie die Frau stellte. Die Frau taumelte kurz, da sie das Loslassen nicht so schnell erwartet hatte, bekam das Gleichgewicht zurück und lief die Straße hinab, ehe sie in eine Seitengasse abbog und aus dem Blick der beiden Jungs verschwand.

Indessen waren die Stiere bereits nahe herangekommen und brauchten nicht mehr lange, ehe sie auf Ejder und Thomas trafen, als Thomas Ejder fragte, ob er wirklich einhundertprozentig sicher sei und ob es nicht cleverer wäre, in irgendeinem Gebäude zu warten, bis die Stiere vorbeigelaufen seien.

»Dann werden wir nie herausfinden, was hinter dem Ganzen steckt«, sagte Ejder auf einmal mit einer zurückgewonnenen Sicherheit, verschränkte seine Arme wie eben Thomas und erwartete mit blinzelnden Augen die herannahende Stierwand. Thomas, der sich nicht entscheiden konnte,

seinen Freund in dieser Situation alleine zu lassen, verschränkte ebenfalls seine Arme, doch er konnte den Blick nicht geradeaus halten, sondern wendete seinen Kopf ab und schloss seine Augen. Gemeinsam warteten sie auf den Moment des Aufschlages, den Ejder sehenden Auges erwartete.

Doch dieser Augenblick sollte nicht kommen, denn kurz bevor die Stiere auf die beiden Jungs trafen, bogen die Tiere in das Kaufhaus ab, in dem die beiden eben waren, zerstörten mit ihrem Getrampel alles, was ihnen in den Weg kam, und verschwanden auf der anderen Seite des Gebäudes, indem sie ein Loch in die Wand ramnten. Durch das in die Wand gerissene Loch sahen die beiden Jungs in der Ferne, wie die eben noch festgehaltene Frau vor den Stieren fortlief, eine Kreuzung überquerte und von einem fahrenden Bus mitgenommen wurde, der den Körper frontal mitschleifte. Während der Bus sein Tempo in keiner Weise verringerte, bogen die Stiere in eine Seitenstraße ab und waren verschwunden. Das Feld der Verwüstung, das sie hinterließen, bewegte sich hier und da noch, manche Regale brachen endgültig zusammen und das Wasser eines Brunnens, der eben noch gesprudelt hatte, fand einen Weg durch die Trümmer und spie eine Wasserfontäne in ein Haus am Rand der Straße, dessen Fassade aufgrund der Stiere mitgenommen und eingerissen war. Nach und nach kamen auch die Menschen wieder und belebten die Straße, umgingen die zusammengestürzten Bauten und wühlten in den Waren des zertrampelten Kaufhauses, als wäre nichts geschehen.

»Das absolut Seltsame ist«, sagte Ejder, der als erstes seine Worte wiederfand, »dass wir eindeutig nicht Ziel eines Phänomens sind, das ein anderer Mensch hat – aber zugleich Teil dessen sein können. Das bedeutet, wir sind partizipiert, aber nicht Auslöser, was erklärt, warum ich im Wald den Boden als Seide erkennen konnte, während ihr geglaubt habt, auf normalem Waldboden zu laufen. Aber gleichzeitig ist es auch äußerst seltsam, dass sich die Zerstörungen, die während eines Phänomens geschehen sind, nicht zurückbilden, wenn man offensichtlich aus dem Phänomen ausgetreten ist.«

»Wie kannst du dir sicher sein, dass das Phänomen zu Ende ist?«, fragte Thomas unsicher.

»Weil die Menschen zurückgekehrt sind! Kannst du dich erinnern, dass immer die Menschen, die schwarze Augen haben, verschwinden, wenn ein Phänomen entsteht, und wiederkehren, wenn es verschwindet. Wie im Bahnhof, als wir zwei Menschen trafen, nachdem das Phänomen des Feuers geendet hat.«

»Du meinst, das Verschwinden und Wiederauftauchen der Menschen ist ein absolut sicheres Indiz für ein Phänomen?«

»Ich will nicht sagen, dass es absolut sicher ist, aber es macht den Anschein, dass diese Vermutung richtig ist – wie die Sache mit den Cholera-Bakterien – natürlich können wir nicht absolut sicher sein, aber die Anzeichen deuten stark in diese Richtung.«

»Ich verstehe!«, sagte Thomas.

»Wenn man es so betrachtet, sind wir bereits ein gutes Stück weiter als heute Morgen, denn wir wissen jetzt, wie wir uns schützen können und wann Phänomene starten und wann wir sie als beendet betrachten können. Was wir als Nächstes herausfinden müssen, ist ganz einfach, wie diese Phänomene eingeleitet werden, und vielleicht kommen wir auf diese Weise zu dem, der sie initiiert.«

»Glaubst du wirklich, dass es hinter dem Ganzen eine Intelligenz gibt, die alles steuert?«

»Ich bin der festen Überzeugung, denn wenn ich es mir recht überlege, ist das gesamte System zu komplex, als dass es von einer Infektion gleich welcher Art gesteuert werden kann. Nein, ich denke, es gibt einen Auslöser und vielleicht gibt es auch einen, der das Ganze steuert.«

»Und wenn wir einen von beiden finden, dann...?«

»Dann habe ich keine Ahnung. Wir wissen ja noch zu wenig, um sich eine Taktik zu überlegen, aber es kann letzten Endes nur das Ziel sein, entweder die Kontrolle derjenigen über die Menschen zu beenden oder ein Gegenmittel zu finden, sodass sich die Menschen von der Herrschaft emanzipieren. Wie wir allerdings eines von beiden erreichen – da stehen wir wieder genauso unwissend da wie vor der Stierattacke!«

»Glaubst du, die Frau hatte keine schwarzen Augen?«

»Ich bin mir sicher.«

»Weil sie sich nicht von dir manipulieren ließ und die Stiere gesehen hat.«

»Ja, vor allem, weil sie, nachdem wir ihr sagten, dass die Stiere nicht real sind, weiter daran geglaubt hat.«

»Meinst du, es bringt etwas, wenn wir diese Frau suchen, oder glaubst du, sie ist nicht mehr am Leben, weil sie von dem Bus erfasst wurde?«

»Ich habe keine Ahnung, ob sie tot ist oder nicht – und das macht mir Angst, denn bisher hatte ich geglaubt, die Phänomene hätten keine realen Auswirkungen, aber wenn du dir das Loch und die Verwüstungen der Stiere ansiehst, dann könnte es schon sein, dass der Bus, der dort über die Kreuzung fuhr, so real war, dass sie jetzt tot ist.«

»Ich meine auch, dass die Phänomene das Ziel haben, die Menschen, die sich gegen die Infektion wehren, in den Tod zu treiben!«

»Das denke ich auch und das ist es, was mir solche Angst macht! Wenn das die Taktik unserer Gegner ist, dann müssen wir höllisch aufpassen, was wir machen, sollten wir uns innerhalb eines Phänomens befinden.«

»Wobei wir dann auf den jeweils anderen achten müssen«, sagte Thomas, »denn es scheint ja, als ob die Phänomene speziell immer auf einen ausgerichtet sind.«

»Was ich auch wieder infrage stellen möchte, denn wenn du dich an die Reise ins All und auf die Insel erinnerst, die wir in der ersten Nacht hinter uns gebracht haben.«

»Das heißt, wir wissen mehr als vorher und eigentlich gar nichts.«

»Gar nichts ist nicht richtig; wir wissen viel und können bisher nicht so viel damit anfangen, da uns die Verbindungen untereinander fehlen, aber dennoch ist jedes Wissen wichtig, denn nur so können wir überhaupt herausfinden, welche Dimensionen diese Infektion für die Menschheit hat.«

»Und wo suchen wir weiter nach diesen Verbindungen?«

»Ich weiß es im Moment nicht«, gab Ejder ehrlich zu, und beide versanken in ihre Gedanken, setzten sich auf eine Bank, die nicht dem wilden Lauf der Stiere zum Opfer gefallen war, und dachten nach.

»Was wird eigentlich aus uns«, fragte Thomas nach einer Weile, »wenn wir nicht herausfinden, was es mit dieser Krankheit auf sich hat? Meinst du, andere Menschen sind auf derselben Suche wie wir?«

»Ich habe keine Ahnung!«

»Irgendwie fühlt es sich so an, als würde sich niemand darum kümmern, ob die Menschheit ihrer Versklavung entgegengeht oder nicht.«

»Ja, das Gefühl habe ich auch«, kommentierte Ejder die Worte Thomas', »umso wichtiger ist es, dass wir zusammenhalten, denn wir wissen, worum es geht, und brauchen nur eine Spur, um das bisher Gesammelte zusammenzufügen.«

»Aber was ist, wenn wir keine Spur finden?«

»Darüber will ich mir keine Gedanken machen!«

»Weil es dich erschreckt? Wie es mich erschreckt?«

»Ich kann mir ein solches Leben nicht vorstellen! Es macht mir schon genug Mühe, das Ganze hier zu verstehen, wie willenlos die Menschen sind, wie sie ohne Willen agieren. Ich kann das alles nicht verstehen und suche nach einem Sinn dahinter.«

»Die Intelligenz, die dahintersteckt!«

»Ja«, sagte Ejder und blickte die Straße hinab. »Genau die suche ich, koste es, was es wolle«, dachte er sich und blickte zu Thomas, der mit seinen Gedanken zu ringen schien. »Was würde aus der Welt und der Menschheit werden, wenn wir wirklich die einzigen sind, die sich gegen die Pandemie stemmen und am Ende scheitern?«, fragte er sich selbst und wollte keine Antwort finden – also unterband er für sich selbst die Suche danach. Dennoch musste eine andere Suche weitergehen, und Ejder hatte das Gefühl, dass ein Herumsitzen und Daraufwarten, dass etwas passiert, nicht der richtige Weg ist. Doch wohin sollten sie sich wenden?

»Wenn wir in der Hauptstadt wären«, sagte er zu Thomas, »könnten wir in die Botschaften Afrikas oder Asiens gehen, denn dort sollten alle Menschen gegen Cholera geimpft sein.«

»Vielleicht rufen wir dort einmal an«, schlug Thomas vor und Ejder dachte über den Vorschlag nach.

»Wenn es das Telefonnetz noch gibt«, sagte Ejder, »denn sollten wir es mit einer Intelligenz zu tun haben, die einen Plan hat, alle Menschen gefügig zu machen, dann kontrolliert diese Intelligenz auch jegliche Kommunikationsmittel. Wahrscheinlich hast du deswegen niemanden erreicht, als du bei der Polizei und bei der Feuerwehr angerufen hast.«

»Aber einen Versuch ist es wert.«

»Natürlich«, gab Ejder zurück und gemeinsam suchten sie eine Telefonzelle, riefen die Auskunft an, doch dort hob niemand ab. Als Nächstes versuchten sie per Handy, zu Hause anzurufen, doch auch dort bekamen sie niemanden ans Telefon.

»Als ob die Leitungen zwar existieren, aber sie an keinen Apparat führen«, meinte Thomas.

»Das können wir ausprobieren!«, sagte Ejder, »wähl mal die Nummer, die hier auf der Telefonzelle steht.

Zuerst verwählte sich Thomas und beide wunderten sich, warum dieses Mal die Ansage kam, dass keine Verbindung unter dieser Nummer existieren würde, doch nach einer Korrektur der gewählten Rufnummer erhielt Thomas das Freizeichen, doch weder das Telefon in der Telefonzelle klingelte noch hob jemand an einem anderen Apparat ab.

»Die Kommunikation zwischen den wenigen Menschen, die noch normal sind, ist gestört«, sagte Ejder, »denn wenn ich einen Schlag gegen die Menschen planen würde, wäre das das erste, was ich unterbinden würde.«

»Was wiederum für ein intelligentes Denken spricht.«

»Du sagst es.«

»Wir haben es also mit einem intelligenten Gegner zu tun«, sagte Thomas, »aber warum bekämpft er uns nicht viel intensiver, jagt uns so lange, bis wir tot sind oder infiziert und damit zur Gegnerschaft gehören?«

»Die Frage ist doch immer, gegen wie viele diese Form der Intelligenz kämpft und ob eine reelle Gefahr von uns ausgeht. Mitunter werden die normalen Menschen zufällig bekämpft oder diese müssen sich irgendwie besonders auffällig zeigen, ehe sie in der Masse erkannt werden.«

»Meinst du, dass wir uns vielleicht in der Masse der Menschen mit den schwarzen Augen verstecken können?«

»Das kann durchaus der Fall sein«, sagte Ejder, »denn wenn wir nicht auffallen, kann es sein, dass die Intelligenz nicht wahrnimmt, dass wir normal sind. Aber das ist auch nur eine Vermutung.«

»Irgendwie gruselt es mich, wenn ich daran denke, dass hinter dem Ganzen eine Intelligenz steckt...«

»Mich auch, insbesondere, da sie ganz anders sein muss, als wir uns das vorstellen – dass sie außerirdisch ist, scheint immer noch nicht ausgeschlossen.«

»Aber wie sollen wir sie bekämpfen, wenn wir keine Ahnung haben, was oder wer sie ist?«

»Ich habe leider keinen blassen Schimmer«, antwortete Ejder, »das einzige, was ich zu unserer Aufmunterung sagen kann, ist, dass die Gegenseite genauso wenig über uns wie wir über sie zu wissen scheint.«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Wenn diese Intelligenz gewusst hätte, dass die Cholerabakterien gegen die Infektion wirken, dann wäre der gesamte Ablauf ein anderer gewesen. Das bedeutet, dass die Gegenseite zwar nicht unwissend, aber dennoch dem Trial-and-Error-Prinzip unterworfen ist. Sie probiert auch nur aus, was wirkt und was nicht, und findet Mittel und Wege, wie sie die normalen Menschen identifizieren und ausschalten kann.«

»Im Grunde agiert die Gegenseite also genauso wie wir?«

»Im Grunde ja, nur dass wir zwei vollkommen entgegengesetzte Ziele haben!«

»Und es am Ende darum gehen wird, wer seines als erstes erreicht«, sagte Thomas so, dass Ejder nicht darauf antworten brauchte. »Es ist letzten Endes ein Wettlauf mit der Zeit und dem Gegner.«

»Ja, so sieht es aus.«

»Dann ist es ja besonders schlecht, wenn wir keine brauchbaren Ideen haben, um voranzukommen.«

»Genau das ist aktuell mein Problem; wir haben alle Wege ausgetreten, die sich aufgetan haben, wissen mittlerweile um den Schutz, aber nicht, wie wir Infizierte wieder heilen können; wir wissen um die Phänomene, aber nicht, wie wir diese auslösen oder verhindern können; wir wissen, welche Menschen betroffen sind und welche nicht; und wir wissen, wie wir uns der anderen Menschen bedienen können, wie auch die wahrscheinlich wissen, was sie zu tun haben, um sich einzureihen. Wo ist der Faden, der das Netz aufriffelt?«

»Wenn ich so darüber nachdenke, was uns in den letzten beiden Tagen passiert ist«, sagte Thomas, »dann gibt es nur einen einzigen Augenblick, an den ich zurückdenke und der überhaupt keinen Sinn ergibt.«

»Und der wäre?«, fragte Ejder und war mit einem Mal hellwach, denn es schien, dass Thomas diesen Faden gefunden hatte.

»Kannst du dich noch daran erinnern, wie wir mit dem Rücken zum Tor auf die zwei Hunde blickten...«

»Und als wir uns umdrehten, sahen wir Patrick in die schwarzen Augen und er lächelte«, vervollständigte Ejder den Satz von Thomas.

»Genau.«

»Du hast recht, denn beides passt nicht zusammen: entweder schwarze Augen und kein Lächeln oder ein Lächeln ohne schwarze Augen.«

»Irgendetwas stimmt nicht mit Patrick und ich denke, wir sollten herausfinden, was mit ihm nicht stimmt, ehe er vielleicht herausfindet, wo wir sind, um uns zu schaden.«

»Irgendwie klingst du seltsam«, sagte Ejder und blickte seinem Freund in die Augen, »wenn du über Patrick redest, als wäre er ein Feind und nicht mehr unser Freund, für den du eben noch Partei ergriffen hast.«

»Ich weiß«, stimmte Thomas zu, »aber wenn ich darüber nachdenke, mag die Außenhülle Patrick sein, aber ich bin mir nicht mehr sicher, ob das Gehirn noch weiß, wer er vor der Infektion war. Auf jeden Fall halte ich ihn für unsere beste Gelegenheit, Näheres über die Umstände zu erfahren.«

»Die Frage ist, wo wir ihn finden werden, denn ich gehe mal davon aus, dass er nicht zu Hause ist. Und anrufen können wir ihn nicht, da die Leitungen ins Nichts führen.«

»Ich denke, wenn uns Patrick sucht, soll er uns finden – wenn er uns nicht sucht, haben wir uns geirrt«, sagte Thomas und hatte zum ersten Mal seit langem das Gefühl, gedanklich auf einer Ebene mit Ejder zu sein, der ihm interessiert zuhörte. »Aber auf jeden Fall würde er uns in unserer Gegend suchen – das ist doch am einfachsten für ihn.«

»Da steckt eine Menge Logik dahinter«, sagte Ejder und klopfte Thomas auf die Schulter, ehe er aufstand. »Dann lass uns mal nach Hause gehen – aber sei darauf gefasst, dass du nicht gerne sehen wirst, wie deine Familie nicht den normalen Regeln folgt, sondern in das Kollektiv eingereiht ist.«

»Damit werde ich schon klarkommen«, sagte Thomas und beide machten sich gemeinsam daran, nach Hause zu laufen. Trotz der großen Distanz von einer guten Dreiviertelstunde Fußmarsch wollte weder Ejder noch Thomas mit einem öffentlichen Verkehrsmittel fahren, nachdem sie mit angesehen hatten, was mit der Frau geschehen war, die vor den Stieren geflüchtet war.

»Wenn Patrick sich so seltsam verhält«, sagte Ejder auf dem Weg nach Hause, »und wir wissen, dass er beides bekommen hat – die Infektion und die vermeintlich nicht wirkende Schutzimpfung –, dann kann sein Verhalten an dem Mischverhältnis von Cholerabakterien und dem Auslöser der Infektion liegen, zumal diese nicht direkt wirkte, sondern erst am nächsten Morgen, nachdem wir festgestellt haben, dass die Menschen schwarze Augen haben. Es könnte wirklich sein, dass Patrick so etwas wie der Schlüssel zum Ganzen ist.«

»Es kann aber auch genauso gut sein«, wendete Thomas ein, »dass er zu unserem Verhängnis wird, denn seine Angriffe werden sicherlich keine Phänomene sein, wenn ich mich an die beiden Hunde erinnere.«

»Wir müssen auf jeden Fall mächtig auf der Hut sein, wenn wir gegen unseren Freund antreten!«

»Er ist nicht mehr unser Freund – zumindest nicht das, was es jetzt ist.«

»Du hast recht, wir sollten uns davon lösen, dass das Patrick ist, und ihn als unseren Feind ansehen.«

Indem beide sich darauf vorbereiteten, gegen einen bisher unbekanntem Gegner zu bestehen, achteten sie aber auch auf das Links und Rechts und versteckten sich rechtzeitig, wenn sie etwas Seltsames entdeckten – eine viel zu schnelle und nicht anhaltende S-Bahn, einen Reisebus, der beständig gegen eine Mauer fuhr, dann den Rückwärtsgang einlegte, um wieder gegen die Mauer zu fahren, zwei Menschen, denen es Spaß machte, sich aus dem Fenster eines Hochhauses zu lehnen, ehe sie artistisch versuchten, wieder hereinzukommen, oder einige Passanten, die sich auf die Straße legten, um sich von heranbrausenden Autos überfahren zu lassen. Vieles, was die beiden sahen, lief aus dem Ruder, doch niemand schien sich für die beiden zu interessieren, die sich so unauffällig und versteckt wie möglich verhielten; und dementsprechend brauchten sie mehr als eineinhalb Stunden, ehe sie in eine Straße ihres Wohngebietes einbogen, die am Ende in jene mündete, in der das Haus von Ejders Familie stand.

»Bevor wir auch nur noch einen Schritt weitergehen«, mahnte Ejder und Thomas hielt sogleich im Weitergehen ein, »sollten wir uns bewusst sein, dass wir keinerlei Plan haben – weder wie wir gegen einen feindlichen Patrick vorgehen sollen, der uns angreift, noch wie wir gegen ihn agieren, wenn er sich einer List bedient.«

»Selbst wenn wir einen Plan hätten, glaube ich, dass wir nicht alles bedenken können«, sagte Thomas, »und wenn du mich fragst, ist es vielleicht besser, wenn wir keinen haben. Spontan fällt uns doch immer das Beste ein.«

»Das sagst du!«

»Davon bin ich überzeugt!«

»Na, dann lass uns mal zu mir nach Hause gehen«, sagte Ejder und setzte sich wieder in Bewegung, als er feststellen musste, dass er mit seinen Schuhen an der Straße festklebte. Als er sich zu Thomas umblickte, steckte dieser auch fest und wieder war weit und breit keine Menschenseele zu sehen.

»Dies ist wieder ein Phänomen«, sagte Ejder.

»Was sollen wir machen«, fragte Thomas, »vielleicht die Schuhe ausziehen?«

»Um dann mit unseren Füßen in das, was einmal die Straße war, einzutauchen und dann festzustecken? Nein, bleib mal so, wir finden schon...«

»Was?«, fragte Thomas, als Ejder auf einmal mitten im Satz aufhörte.

»Drachen!«

»Was?«

»Drachen! Direkt voraus!«

Erst jetzt sah Thomas so weit in den Himmel, dass er die heranfliegenden Ungetüme sehen konnte; es waren Drachen, wie man sie sich vorstellt und bereits mehrfach in Filmen gesehen hat.

»Das hat hoffentlich nichts mit deinem Namen zu tun«, sagte Thomas und blieb erstaunlich ruhig, da es für ihn klar schien, dass es sich um ein Phänomen handelte, das sie erschrecken sollte, ohne selbst anzugreifen.

»Ich denke schon, dass es damit etwas zu tun hat«, sagte Ejder, »und wenn ich darüber nachdenke, dass dies vielleicht ein Phänomen ist, das auf mich gemünzt ist, solltest du doch von der Straße runtergehen können, ohne dass du am Boden festklebst! Versuch es mal!«

Thomas versuchte es ein weiteres Mal, seinen Fuß vom klebrigen Boden zu lösen, zog einen Teil des klebrigen Teergemisches nach oben und mit einem Geräusch, als würde ein Vakuum platzen, löste sich der Teer und schoss auf den Boden zurück. Mühsam brachte Thomas die wenigen Schritte voran, die ihn zum Bürgersteig führten und erst einmal Sicherheit bedeuteten. Nichtsdestotrotz waren drei Drachen im Anflug, deren Konturen nun deutlich sichtbar wurden und die mit einem Getöse direkt auf Ejder heranrauschten, dass es ohrenbetäubend war. Ejder versuchte seinerseits, den Teer von seinen Schuhen loszuwerden, doch ihm gelang es nicht wie Thomas, die Verbindung zu lösen, sodass er aufgab und dem anfliegenden Drachen offenen Auges entgegenstarrte. Wie angstvoll er in diesem Augenblick war, da er wusste, dass dieses Phänomen speziell auf ihn ausgerichtet war, wollte er sich selbst nicht eingestehen und zitterte wie Espenlaub, als die Drachen ihre Mäuler öffneten und die gesamte Straße in ein Feuermeer verwandelten, von dem Ejder jedoch nichts spürte. Es war eine Fata Morgana, ein Trugschluss, ein Wahnbild, dem er unterworfen war, und als die Drachen über ihn weggeflogen waren, atmete Ejder tief durch und war glücklich, dass er der Gefahr standhaft ins Auge gesehen und überlebt hatte, ohne einen Schaden davonzutragen. Doch als er zur Seite blickte, um Thomas zu suchen, war dieser nicht mehr an der Stelle, an der er eben noch gestanden hatte. Zunächst glaubte Ejder, dass sich Thomas vor den heranfliegenden Drachen versteckt hatte, doch als er die Straße hinabsah, erkannte er, wie Thomas im Haltegriff von Patrick in Richtung Sportplatz gezwungen wurde. Nun schoss Panik in Ejders Verhalten und er wollte sogleich dem Feind und seinem Freund hinterher, doch seine Schuhe waren weiterhin in dem Teerschlamm versunken und dieser ließ ihn nicht frei.

Thomas hatte sich während des Anflugs der Drachen an den Rand des Bürgersteigs zurückgezogen und war auf das Grundstück eines Hauses getreten, auf dem ein großer Busch stand, hinter dem sich Patrick versteckt hatte; indem sich Thomas darauf konzentrierte, das Spektakel um Ejder nicht aus den Augen zu lassen, merkte er nicht, wie sich Patrick in seinem Rücken anschlich und ihn dermaßen überraschte, dass an ein Wehren erst dann zu denken war, als Patrick bereits einen festen Griff hatte – außerdem erschien der ehemalige Freund um ein Vielfaches stärker als früher. Mit dem Wissen darum, dass Schreien keinen Nutzen haben würde, ließ sich Thomas von der Stelle, an der Ejder den Flug der Drachen über sich ergehen lassen musste, fortreißen, die Straße hinab, in Richtung Sportplatz.

»Was hatte dieses Etwas nur mit mir vor?«, fragte sich Thomas und schwor sich, den Körper seines Freundes nicht mehr mit demselben zu verbinden, sondern denjenigen, der ihn gerade im Griff hatte, einfacherhalber Monster zu nennen. »Was will dieses Monster von mir auf dem Sportplatz?«, fragte er sich erneut und zwang sich, seinen Gegner nicht anzublicken oder anzusprechen.

Ohne sich allzu sehr zu wehren – denn das verursachte stechende Schmerzen im Rücken – ließ sich Thomas zum Sportplatz bringen; und obgleich mehrere Menschen in den Straßen unterwegs waren, schien dieser Umstand keinen zu interessieren, weswegen Thomas davon absah, irgendeinen zu rufen. Dennoch kam ihm ein wichtiger Gedanke: Denn wenn es Menschen in der Umgebung gab, konnte dies kein Phänomen sein, sondern war pure Wirklichkeit – so fühlte es sich auch an.

»Wann doch nur Ejder kommt?«, fragte sich Thomas. Und: »Kann er sich überhaupt befreien? Wie lange wird ihn sein Phänomen aufhalten, um mir und dem Monster nachzueilen? Weiß er überhaupt, in welche Richtung wir sind? Lebt er überhaupt noch?« Die letzte Frage, die sich Thomas stellte, ließ einen Schock durch seinen Körper gehen, denn er verband die grauenhafte Vorstellung des Todes der Frau, die vor den Stieren geflohen war, mit dem Angriff der Drachen auf Ejder, der ebenfalls mitten auf einer befahrenen Straße feststeckte.

Während Thomas diese Gedanken hatte, sah er mit an, wie das Monster, wie er Patricks Körper nannte, ihn auf den Sportplatz zerrte und mitten auf dem Rasen an einen bereitstehenden Pflock band; was Thomas dort sollte, blieb zunächst ein Rätsel, denn nachdem es sein Werk beendet hatte, verschwand das Monster und ließ Thomas an Ort und Stelle allein – angebunden an einem Pflock, der mitten auf dem Rasen eines Fußballplatzes stand.

»Was soll das Ganze?«, wunderte sich Thomas und versuchte, seine Situation nüchtern zu analysieren. »Ich kann mich an diesen Pflock nicht erinnern, also könnte es sein, dass er extra für mich aufgestellt wurde. Warum aber? Soll ich hier auf etwas warten, was mit mir geschehen wird? Warum tötet mich dieses Monster nicht einfach, wenn es schon solche Kräfte hat, dass es mich hierher zerren kann, ohne dass ich mich gegen den Griff wehren kann? Soll ich bei irgendetwas zusehen? Vielleicht bei etwas Grauenhaftem?«

Während Thomas sich ausmalte, was der Grund dafür sein könnte, dass er dort auf dem Sportplatz angebunden war, kämpfte Ejder weiterhin gegen das Festkleben am Boden der Straße. Immer wieder sah er sich nach allen Seiten um, weil er fürchten musste, dass entweder ein Auto kam, das ihn überfuhr, oder dass die Drachen zurückkamen, wobei diese ihm lieber waren als das Auto. Darauf hoffend, dass der Teer irgendwann aushärtet, sodass er sich befreien und seinem Freund hinterhereilen konnte, machte sich eine große Hilflosigkeit in seinem Innern breit, die jedoch unmittelbar fortgewischt wurde, als er Patrick die Straße heraufkommen sah. Langsam und mit

einem selbstsicheren Schritt kam dieser heran, trat selbst auf den flüssigen Teer, ohne einzusinken, und blieb wenige Meter vor dem starr stehenden Ejder stehen.

»Dein Freund ist am Leben, wenn du dich das fragst«, sagte Patrick, der nicht mehr Patrick war, und beobachtete die Reaktion Ejders, der sich zwang, keinerlei Reaktion zu zeigen.

»Ich weiß, was du in diesem Moment denkst«, fuhr das von Thomas Monster getaufte Wesen fort, »du denkst, dass ich die Macht habe, über dein Leben zu entscheiden und du dich mir und deinem Tod tapfer stellen musst, aber ich sage dir gleich, dass mir nichts daran liegt, dich tot zu sehen. Daher kannst du mir glauben, wenn ich dir sage, dass dein Freund noch am Leben ist. Und ich sage dir auch gleich, dass wir jetzt eine kleine Wanderung unternehmen – und je weniger du dich gegen meine Gesellschaft wehren wirst, desto weniger wirst du Schmerzen haben!«

»Wer bist du?«, drang es aus Ejder heraus, obgleich er sich zwingen wollte, nichts zu fragen.

»Ist das nicht egal?«

»Nein, ist es nicht. Man kämpft nicht gerne gegen einen namen- und gesichtslosen Gegner«, konterte Ejder.

»Viren und Bakterien sieht man doch auch nicht und dennoch kämpfen diese in den Körpern der Menschen gegen das Immunsystem desselben, oder nicht?«

»Aber von den meisten kennt man den Namen.«

»Einen Namen, den die Menschen ihnen gegeben haben.«

»Das ist doch gleichgültig.«

»Dann such dir einen Namen für mich aus und ich trage diesen ab jetzt.«

»Das ist nicht das, was ich wollte.«

»Das ist mir klar.«

»Wenn du mir schon nicht deinen Namen nennst, dann vielleicht, was oder wer du bist.«

»Eine Art Intelligenz«, sagte die Stimme, die aus Patricks Körper tönte.

»Soweit war ich auch schon«, sagte Ejder.

»Was willst du dann wissen?«

»Was dein Ursprung ist!«

»Ist das nicht egal?«

»Mir nicht!«

»Und dennoch ist es doch egal«, hörte Ejder den Körper von Patrick sagen. »Ich kontrolliere die Mehrzahl der Menschen auf diesem Planeten und die wenigen, die ich noch nicht kontrolliere, werde ich irgendwann bekommen, weil niemand vor mir flüchten kann!«

»Das werden wir noch sehen!«, sagte Ejder und war selbst ein wenig über seine eindeutige Kampfansage erschrocken.

»Mutig, mutig«, sagte Patricks Stimme, begleitet von eben jenem süffisanten Lächeln, das Ejder auch durch den Zaun gesehen hatte, als Patrick sich davonmachte, »aber letzten Endes werde ich siegen – wie ich immer gesiegt habe.«

»Dann bist du nicht von der Erde!«

»Habe ich das gesagt?«

»Angedeutet.«

»Ja? Mag sein – mag nicht sein! Spielt auch keine Rolle, denn es zählt nur das Resultat. Wie alle Infektionen – so hast du mich doch genannt – Pandemie – habe ich schnell die Kontrolle erhalten. Alles, was ich wollte, habe ich erreicht, jetzt muss ich nur noch die letzten Unregelmäßigkeiten beseitigen. Aber genug erzählt«, sagte das Etwas und kam auf Ejder zu, »wir werden jetzt gemeinsam zu deinem Freund gehen – wie gesagt, am besten wehrst du dich überhaupt nicht – das erspart dir unnötige Schmerzen!«

Trotz der eindeutigen Ansage wehrte sich Ejder nach Leibeskräften und musste wie Thomas feststellen, dass er gegen diese kraftvolle Macht kein Mittel besaß. Den Kampf einstellend, erhielt er eine »Gute Entscheidung«-Bestätigung aus dem Mund Patricks und ließ sich ebenfalls wie Thomas die Straße hinab zum Sportplatz abführen, auf dem er seinen Freund an einen Pflock angebunden sah. Ohne ein weiteres Wort an seinen Peiniger zu richten, ging Ejder auf Thomas zu und wurde zu dessen Überraschung an die andere Seite des Pflocks gebunden, doch nur solange, bis Patricks Körper einen weiteren Pflock in die Erde getrieben hatte, an den Ejder nun endgültig gebunden wurde. Als das Monster, wie Thomas es getauft hatte, fertig war, verschwand es, ohne etwas zu sagen, und ließ die beiden Angebundenen allein.

»Wie geht es dir?«, fragte Thomas als erstes.

»Eigentlich gut«, sagte Ejder, der nur ein paar Schmerzen noch von dem Wehren spürte, »nachdem ich erkannt habe, dass ich mich nicht gegen Patrick wehren kann...«

»Ich habe es Monster getauft, da ich den Namen meines Freundes nicht mehr in den Mund nehmen wollte.«

»Ich habe das Monster gefragt, wie es heißt oder was es ist.«

»Und was hat es gesagt?«

»Nichts Bestimmtes, aber es hat einiges angedeutet und obwohl vieles offen bleibt, weiß es darum, dass es die Kontrolle über die meisten Menschen besitzt, bezeichnet sich selbst als eine Art Intelligenz und wenn ich darüber nachdenke, kommt das nahe dem, was ich mir die ganze Zeit gedacht habe: ein Virus, der intelligent ist und die Menschen als Wirt benutzt, um sie benutzen zu können.«

»Für was will dieses Monster uns Menschen benutzen?«

»Das habe ich nicht herausgefunden«, sagte Ejder, »aber es wird sicherlich nichts Gutes sein. Ich meine, was braucht ein Virus zum Überleben? Einen Wirt, der nicht sterben darf, sonst könnte die Nahrungsgrundlage mit absterben.«

»Du meinst, wir Menschen bleiben am Leben, aber nur, damit sich dieser Virus von uns ernähren kann?«

»So in der Art – oder vielleicht genau so«, sagte Ejder und fand, dass das Bild, das er mittlerweile im Gesamten hatte, ziemlich vollständig erschien: viele Menschen, die kontrolliert wurden, ein paar Menschen, die aktiver gehalten wurden, weil es Komplikationen mit manchen Menschen gab, und ein Motiv, warum dies alles geschah. »Es sieht nicht so gut für die Menschheit aus«, sagte Ejder resignativ.

»Für uns übrigens auch nicht«, merkte Thomas an und versuchte erst gar nicht, sich aus der festen Umklammerung zu befreien.

»Das einzige, was ich als Vorteil sehe, ist die fehlende Kommunikation unter den Menschen, die als Wirt fungieren, sonst hätte man uns schon viel schneller ausfindig gemacht.«

»Warum bringt uns das Monster eigentlich nicht um, wenn es doch das Ziel hat, alle Menschen als Wirt zu nutzen?«, fragte Thomas, »warum geht es das Risiko ein, dass wir irgendwie fliehen können?«

»Es gibt mehrere Möglichkeiten: Vielleicht will es, dass wir unseren Schutz verlieren, um zwei Wirte mehr zu haben, oder es will herausfinden, warum wir gegen den Virus immun sind, um die anderen Menschen, die immun sind, besser und effektiver kolonisieren zu können – es gibt da mehr als nur eine Antwort.«

Da Thomas keine weiteren Fragen hatte und in diesem Moment einen Großteil seiner Hoffnung verloren hatte, schwiegen beide und warteten darauf, dass sich irgendetwas tat, was ihnen weiterhalf. Doch je länger sie an den Pflock angebunden waren, desto mehr schwand die Anspannung in den Körpern und wich einer tiefen Resignation, die darin gipfelte, dass Thomas begann, sich die Schuld für diese Situation zu geben.

»Du kannst doch nichts dafür, dass wir in diese Falle gegangen sind«, sagte Ejder, »denn auch ich habe das nicht kommen sehen – wie es wohl keiner getan hätte. Der Gegner ist einfach cleverer und wir wussten zu wenig, um diese Falle abschätzen zu können.«

»Aber wir hätten doch wissen müssen, dass eine Gefahr besteht, wenn wir uns unseren Häusern nähern...«

»Aber wer hätte denn damit rechnen können, dass Patrick – entschuldige, dass das Monster eine solche Macht hat und über solche Kräfte verfügt?! Egal, was wir gemacht hätten, ohne eine ordentliche Vorbereitung im Vorfeld war es klar, dass wir gegen das Monster verlieren würden.«

»Jetzt wissen wir von seiner Macht, haben aber keine Möglichkeit, uns gegen das Monster zur Wehr zu setzen«, sagte Thomas, und Ejder merkte, welche Resignation in der Stimme mitschwang.

Beide schwiegen, während sie darauf warteten, dass etwas passierte, doch die Sekunden und Minuten zogen vorbei, ohne dass etwas geschah; die Langweile war greifbar und die Anspannung ließ spürbar nach; die Wartezeit dauerte, bis die Sonne den Horizont erreichte und sich anschickte, den Tag mit den letzten Sonnenstrahlen zu beenden. Beide hatten einen großen Durst und hätten vieles gegen einen Schluck Wasser eingetauscht, doch das einzige Glück war, dass es bald Nacht wurde, in der es merklich kühler werden würde.

Als die beiden vor sich hindösten, sah Thomas als erster, dass das Monster zurückkam; doch nicht alleine, sondern in Begleitung ihrer beiden Familien. Mit einem Strick aneinandergesesselt, wie früher die Sklaven, wurden Vater, Mutter und Geschwister der beiden Angebundenen herbeigeführt und mussten sich zehn Meter vor den beiden Pflöcken auf den Boden knien. Thomas versuchte sofort, Kontakt aufzunehmen, doch obwohl ihn einige anblickten, hatte er nicht das Gefühl, dass diese Menschen – wenn man sie noch so nennen wollte – ihn erkannten; vielmehr wirkten sie desinteressiert und vor allem desorientiert. Auf den Boden gekniet hatten sie sich auch, ohne sich die Frage zu stellen, warum sie das taten, sondern machten es, weil das Monster in Patricks Körper ihnen das befohlen hatte – es brauchte nicht einmal, wie bei Ejder und Thomas, nachzuhelfen. Während Thomas sich die Mühe machte, jeden einzelnen abzusuchen, ob er doch noch sie oder er selbst war, hatte sich Ejder bereits damit abgefunden, dass diese Personen ihm nach der Verwandlung unbekannt waren.

Bisher war kein Wort gewechselt worden.

»Es gibt natürlich Gründe, warum ich etwas tue und warum ich etwas unterlasse«, sagte das von Thomas benannte Monster, »und ich sage euch vorher den Grund, warum dies hier geschieht. Damit ihr die Möglichkeit habt, Schlimmes abzuwenden – im Vorfeld sozusagen.«

»Sag kein Wort«, zischte Ejder zu Thomas rüber, doch dieser hielt seinen Blick auf seine Familie, insbesondere auf seine Mutter geheftet, die die Situation, in der er sich befand, nicht realisieren konnte.

»Ich habe mir schon gedacht«, sagte das Monster, »dass Ejder nichts sagen wird und der schwerere von beiden sein würde, den es zu knacken gilt, aber dennoch: Hinter einer harten Schale steckt auch oft ein weicher Kern – und ich bin gut darin, weiche Kerne freizulegen. Aber zur Sache: Ich möchte von euch beiden erfahren, was euch dazu befähigt, euch gegen die Infektion zu wehren.«

»Ich sage nichts«, sagte Thomas in diesem Moment, und damit war auch für das Monster klar, dass beide Gefangenen etwas wussten, doch das wurde Thomas in der gegenwärtigen Situation nicht bewusst.

»Die Spielregeln lauten folgendermaßen«, sagte das Monster, das natürlich die Worte Thomas' mitbekommen hatte, und zog einen in den letzten Sonnenstrahlen blinkenden Dolch hervor, »ich werde euch beide fragen, was die Lösung für das Rätsel ist, und ihr werdet antworten. Tut ihr es nicht, töte ich einen von euren geliebten Familienmitgliedern. Verstanden?« Er sucht in den Gesichtern der beiden am Pflock nach einer Bestätigung. »Keine Antwort ist auch eine Antwort, denn ich bin in der komfortablen Lage, keine Antwort zu benötigen. Fangen wir also mit Ejders Vater an. Schau ihn dir genau an, Ejder, schau in das Gesicht deines Vaters und sage mir für sein Leben, was die Lösung ist.«

»Das ist nicht mein Vater!«, presste Ejder zwischen seinen Zähnen hervor und sah mit an, wie das Monster die Klinge des Dolches an die Kehle des Vaters ansetzte und mit einem sauberen Strich eine Wunde öffnete, sodass der Vater binnen weniger Sekunden röchelnd sein Leben verlor. Ejder sah zu, wie der Körper, der einst die Seele seines Vaters beherbergt hatte, tot zusammenbrach und in der eigenen Blutlache zur Ruhe kam.

»Nun ja, aller Anfang ist schwer«, sagte das Monster und ging zur Mutter Ejders. »Ich denke, ich mache erst einmal hier weiter, dann sparen wir uns Thomas' Familie für das Ende auf! Nun, Ejder«, sagte er in einem Tonfall, der eher einem Engel als einem Dämon gut zu Gesicht gestanden hätte, »sag mir die Lösung und ich lasse deine Mutter leben.«

Aber auch hier sagte Ejder, dass dies nicht seine Mutter sei, und sah zu, wie nacheinander sie und seine Geschwister starben. Währenddessen hatte Thomas seinen Freund genauestens beobachtet und war schockiert über die Kaltblütigkeit Ejders, selbst wenn es sich so verhalten sollte, dass diese Menschen nicht mehr die vormaligen Familienangehörigen waren.

»Aber angenommen, die Infektion könnte irgendwann besiegt werden«, spukte es immer wieder durch Thomas' Kopf, sodass er mehr als Ejder hin- und hergerissen war, ob er nicht doch die Lösung verraten sollte – in Anbetracht der berechtigten Vermutung, dass das Geheimnis irgendwann doch gelüftet würde.

»Ejder«, sagte Thomas und wollte eben diesen Punkt mit seinem Freund diskutieren.

»Sag gar nichts!«, fauchte dieser jedoch zurück, »einfach den Mund halten, dann kann gar nichts passieren!«

Aber diese Worte waren genau das, was Thomas eher verunsicherte als beruhigte; umso mehr wuchs in ihm der Wunsch, wenigstens die Körper seiner Familienangehörigen zu retten, auch wenn die Seelen vielleicht schon längst gegangen waren.

»Kommen wir nach der Auslöschung von Ejders Familie nun zu Thomas' Familie«, sagte das Monster und suchte gezielt die Mutter, da es bemerkt hatte, wie sehr Thomas diese eben fixiert hatte. »Wollen wir doch mal sehen, ob Thomas mir nicht im Tausch mit dem Leben seiner Mutter das Geheimnis verrät? Nun Thomas, was sagst du? Schau noch mal rüber zu Ejders Familie und

dann frag dich, ob es das Geheimnis wert ist, bewahrt zu werden; ein Geheimnis, welches ich über kurz oder lang sowieso herausfinden werde, denn irgendein Mensch ist immer schwach genug, um umzufallen.«

»Schweig!«, mahnte Ejder, »wenn es ihm jemand verraten soll, dann sind wir es nicht!«

»Ejder«, flehte Thomas, als das Monster die Klinge an den Hals seiner Mutter legte und leicht in die Haut drückte, sodass die ersten Blutstropfen flossen.

»Bewahre deine Ruhe«, mahnte Ejder erneut, »denn wir dürfen uns nicht verlieren. Unsere Eltern sind gegangen, Thomas, merk dir das, bevor du eine Antwort gibst, die du nicht geben willst. Das hier ist alles nicht real.«

»Was ist hieran nicht real?«, fragte das Monster und trieb die Klinge so weit in den Hals, dass die Mutter zu röcheln begann und das Gesicht vor Schmerzen verzog.

»Das hier ist nicht real«, wiederholte Ejder, »oder siehst du irgendwo irgendwelche Leute herumspazieren?«

Thomas blickte sich um und sah tatsächlich keine Menschen umherspazieren, was ihm im ersten Moment ein sicheres Gefühl gab, doch der Todesschrei der Mutter holte ihn gewaltsam aus dem sicheren Tagtraum zurück in die vermeintliche Realität, und als Thomas sah, wie seine eigene Mutter mit zerschnittener Kehle in ihrem Blut lag und die letzten, röchelnden Geräusche von sich gab, lösten sich die bisher zurückgehaltenen Tränen und für seine Wut gab es keine Grenzen mehr.

»Es wird der Tag kommen, an dem du dir wünschst, niemals unter die Menschen gekommen zu sein«, schrie Thomas in Richtung des Monsters, das sich von solchen Wutausbrüchen nicht aus der Ruhe bringen ließ und zu der kleinen Schwester ging, an der Thomas' ganzes Herz hing.

»Sieh sie dir an, die unschuldigen süßen Augen, das unschuldige Gesicht! Willst du wirklich, dass ich dieses Leben auslösche wie das deiner Mutter. Ja, sieh genau hin, wie deine Mutter im eigenen Blut liegt und das Leben aushaucht, sieh dir an, wie sie gegen den herannahenden Tod verliert, wie sie kälter und kälter wird und am Ende stirbt.«

Thomas beobachtete den Todeskampf seiner Mutter bis zum Ende und wollte die Augen schließen, doch das Monster nahm seine Schwester an den Haaren und zog sie ein klein wenig nach oben, sodass der schrille Schrei bis ins Mark Thomas' drang und seinen Widerstand zu brechen drohte. Auch bei der kleinen Schwester setzte das Monster die Klinge an, und auch bei ihr traten die ersten Tropfen Blut hervor; winselnd kämpfte das kleine Mädchen tapfer gegen die Schmerzen, und mit jedem Ton sank Thomas' Widerstand auf ein Minimum herab, bis er schlussendlich und noch vor dem eigentlichen Schneiden der Klinge das Wörtchen Cholera über die Lippen brachte und zusammenbrach. Ejder wusste in diesem Moment, dass der Kampf verloren war, und sah zu Thomas herüber, der seinen Kopf und seine Schultern fallen ließ, als hätte er auf einmal das gesamte Gewicht der Erde auf seinen Schultern zu tragen. Schnell vollendete das Monster seine

Tat, schnitt der Schwester und dem Vater die Kehle durch – doch Thomas war das in diesem Moment egal; er hatte seinen inneren Kampf verloren, er hatte den großen Kampf gegen die fremde Macht aufgeben müssen und hatte vielleicht das einzige Geheimnis preisgegeben, das diese Macht davon abhielt, sich aller Menschen zu bemächtigen. Mit gesenktem Kopf wartete er darauf, ebenfalls vom Monster getötet zu werden, doch der Körper Patricks verschwand ohne ein weiteres Wort über den Rasen und ließ die beiden angebunden an den Pflöcken, vor denen die sieben Leichen der beiden Familien lagen.

»Es tut mir leid«, sagte Thomas, als er merkte, dass das Monster fort war und er und Ejder allein waren.

»Dir braucht es nicht leid zu tun«, sagte Ejder, »denn bei einer solchen Prüfung kann der Mensch schon mal unterliegen.«

»Unsere Familien sind tot und ich habe das Geheimnis verraten!«

»Das ist leider traurige Wahrheit«, bestätigte Ejder und überlegte, ob es Sinn machte, Thomas Nachricht davon zu geben, dass niemand gestorben sei, da dies alles nur ein Phänomen gewesen war, doch er entschied sich im ersten Moment dagegen, um den Lebenswillen Thomas' nicht gänzlich zu zerstören. Auch so dauerte es keine zehn Minuten, da verblassten die Leichen der Familienmitglieder und verschwanden vollständig – in diesem Moment verstand auch Thomas, dass er einem Phänomen unterworfen gewesen war und dennoch das Geheimnis preisgegeben hatte; jetzt erst kam es ihm in den Sinn, was Ejder meinte, als er sagte, dass nichts real sei und dass keine Menschen in der Umgebung spazieren gingen – alles war ein Phänomen, ein Trugschluss, ein Wahngewand gewesen –, und Thomas hatte sich diesem Wahnsinn ausgeliefert, indem er dem Monster die Antwort gab, die es hören wollte.

Thomas verstummte in der folgenden Zeit und Ejder versuchte erst gar nicht, seinen Freund aufzubauen, da er nicht wollte, dass dieser sich so weit unterlegen fühlte, um die Freundschaft, die weiterhin unhinterfragt bestand, abubrechen, denn trotz dessen, dass das Monster und damit der Gegner nun wusste, wonach sie suchen mussten, blieben weiterhin einige Möglichkeiten, dem Feind das Leben schwer zu machen – aber zuerst einmal mussten sie von diesen Pflöcken wegkommen.

Da sie nicht selbst davon wegkamen und Ejder auch keinen Weg fand, wie er das feste und dichte Geschnürte um seinen Körper lockern konnte, musste der Zufall helfen, der in Gestalt eines kleinen Jungen vorbeikam, als die Dämmerung schon weit fortgeschritten war. Der Junge lief am Sportplatz vorbei, als er die beiden Angebundenen in der Mitte des Platzes sah, zu ihnen hinrannte und fragte, wer sie seien und was sie machten, da sie doch angebunden waren.

»Wir spielen ein Spiel«, erdachte sich Ejder, weil er glaubte, dass er das Vertrauen des Jungen gewinnen musste, wenn er darauf hoffen wollte, dass dieser sie befreien würde.

»Welches Spiel?«, fragte der Junge.

»Kennst du Indianerspiele?«

»Ich glaube nicht!«

»Kennst du keine Indianer?«

»Doch«, sagte der Junge, und Ejder konnte nur hoffen, dass dieser nicht log, sonst würde die Erklärung schwieriger werden.

»Dann kennst du bestimmt das Spiel Indianer und Cowboys. Es geht so ähnlich wie Räuber und Gendarm.«

»Dann seid ihr bestimmt die Indianer?«

»Nein, wir sind die Cowboys und wurden von Indianern gefangen genommen.«

»Aber ich dachte, die Cowboys sind die Guten?«

»Wer gut und nicht gut ist, erscheint nicht immer klar, aber wir wurden von den Indianern gefangen genommen und brauchen jetzt einen, der uns hilft, aus der Gefangenschaft zu fliehen.«

»Ihr wollt also, dass ich euch helfe?«, schlussfolgerte der kleine Junge richtig und Ejders wie auch Thomas' Hoffnungen wurden wieder lebendig.

»Wenn du einen von uns losmachen könntest, wären wir dir sehr dankbar und würden dir jeden Wunsch erfüllen, den du möchtest.«

»Von mir aus«, sagte der kleine Junge, und nun waren die beiden Angebundenen überrascht, wie schnell das ging; es brauchte seine Zeit, bis Thomas befreit war, und er dem Jungen helfen konnte, auch Ejder zu befreien, da es brauchte, bis das Blut wieder durch alle Gliedmaßen gleichmäßig floss.

»Vielen Dank«, sagte Ejder zu dem kleinen Jungen, »und jetzt sag uns, was wir für dich tun können.« Der kleine Junge stand vor den beiden, die sich hingehockt hatten, um dem Kleinen auf Augenhöhe zu begegnen.

»Mir fällt gerade nichts ein, was ich mir von euch wünsche«, sagte der kleine Junge.

»Das ist kein Problem«, meinte Ejder, »wenn du später einen Wunsch hast, komm zu uns und wir erfüllen ihn dir dann. Abgemacht?«

»Abgemacht«, sagte der Junge mit einem Lächeln und schlug in die ausgestreckte Hand beider Befreiten ein.

»Wie heißt du denn?«

»Markus.«

»Und wo wohnst du?«

»Ich kenne die Straße nicht, aber ich kann euch sie zeigen!«

»Gerne«, sagte Ejder und nahm den kleinen Jungen an die Hand, der sie vom Sportplatz in die Richtung führte, wo er scheinbar zu Hause war. Schnell jedoch wurde Ejder und Thomas klar, dass

irgendetwas nicht stimmte, denn als sie am Ende des Vorortes angekommen waren und der Junge weiter gehen wollte, sahen sich die beiden an und untersuchten den Jungen, der sogleich die schwarzen Augen hatte.

»Ob wir ihn angesteckt haben?«, fragte Thomas.

»Selbst wenn – es wäre sowieso geschehen«, antwortete Ejder und entließ den kleinen Jungen, der aber weiter in die eingeschlagene Richtung ging. Schnell hatte Thomas den kleinen Jungen eingeholt und ihm befohlen, dass er nach Hause gehen solle, was dieser auch prompt tat – zumindest hatte es den Anschein, denn er ging zielstrebig auf eine abbiegende Straße zu und verschwand in derselben. Thomas und Ejder blickten dem kleinen Jungen nach und wunderten sich über den Zufall, dass es trotz der Pandemie einen Jungen gegeben hatte, der vorbeigekommen war – wenn das nicht geplant gewesen war!

»Was meinst du, was als nächstes geschehen wird?«, fragte Thomas offen, doch Ejder wusste genau, in welche Richtung diese Frage zielte.

»Es wird sicher noch einige Tage dauern, bis unser Feind genau darüber Bescheid weiß, wie er mit denjenigen umzugehen hat, die einen Schutz gegen Cholera haben – und ich denke, unser Gegner wird auf Zeit spielen, was bedeutet, dass er alle Cholera-Gegenmittel vernichten wird, sodass unser Schutz irgendwann verfällt, was dazu führt, dass wir alle zu Sklaven unseres Feindes werden.«

»Haben wir denn eine Möglichkeit, das Ganze zu verhindern?«

»Ich habe keine Ahnung, wenn ich ehrlich sein soll«, gab Ejder zu, »denn mir fehlt es wie zuvor an einer Idee, die uns weiterführt, um das Rätsel zu lösen. Nun gut, irgendwie ist das Rätsel schon zu weiten Teilen gelöst – jetzt geht es nur noch darum, ob wir die verlorene Wegstrecke im Wettlauf noch aufholen können oder ob wir schon verloren haben.«

»Versuchen müssen wir es«, sagte Thomas ohne sonderlichen Mut und Zuversicht in der Stimme, »das wenigstens bin ich den anderen Menschen schuldig.«

»Du bist den Menschen nichts schuldig«, wiederholte Ejder, »denn wie das Monster sagte, wäre es dann ein anderer gewesen, der unter dem Druck zusammengebrochen wäre. Wir Menschen sind nun einmal so gestrickt, dass man immer wieder Schlupflöcher in unserem Geflecht finden kann. Das macht uns zu Menschen.«

»Und dennoch möchte ich so lange weitermachen, bis der Sieg unserer Feinde endgültig ist.«

»Meine Unterstützung hast du«, sagte Ejder und schlug zum Zeichen der Verbundenheit Thomas auf die Schulter.

»Wir müssen irgendetwas übersehen haben«, meinte Thomas, »denn es kann doch nicht sein, dass ein System, sollte es auch noch so sicher und mächtig wirken, keine Lücke aufweist. Nichts ist in Stein gemeißelt und keiner Revision unterlegen!«

»Ich stimme dir zu, aber wir werden noch eine Idee wie die mit Patrick brauchen, wenn wir nicht...«

»Was ist los?«

»Mir fällt gerade etwas ein, was ich die letzten Tage vergessen hatte.«

»Was denn?«

»Ich kann es nicht beschreiben, aber als wir vor zwei Tagen mit der S-Bahn gefahren sind, da habe ich aus dem Fenster gesehen und ich sah, wie ein Gebäude, das ich nicht kannte, einmal da war und dann wieder nicht.«

»Was meinst du damit?«

»Wenn man oft das Bild einer Stadt sich ansieht und es fehlt ein Gebäude oder ein neues ist dazugekommen, dann hat man doch manchmal das Gefühl, irgendetwas würde nicht stimmen.«

»Soweit kann ich dir folgen.«

»Als wir im Abteil saßen – du, Patrick und ich – da saß ich als Einziger in die andere Fahrtrichtung, habe durch das Fenster nach draußen geblickt. Aufgefallen ist mir das Gebäude, weil es nicht zu dem abgespeicherten Bild der Skyline der Stadt passte, und als ich es genauer betrachtete, verschwand es kurzerhand und tauchte wenige Sekunden später wieder auf, um erneut zu verschwinden, und so weiter.«

»Kannst du dich noch daran erinnern, welches Gebäude es war?«, fragte Thomas und verspürte seinerseits dasselbe Gefühl, das eben Ejder sicher machte, dass Thomas auf der richtigen Spur war.

»Ich bin mir nicht mehr sicher, aber vielleicht reicht es, wenn wir an die Stelle gelangen, von wo aus ich das Gebäude flackern gesehen habe.«

»Das heißt, wir müssen S-Bahn fahren?«

»Ja, das sollten wir riskieren!«

»Gut!«, sagte Thomas, »das ist eindeutig unsere aktuell beste Idee und der sollten wir nachgehen. Ein verschwindendes – oder nein, ein flackerndes Gebäude. Wollen doch mal sehen, was das Seltsames ist.«

Indem sich beide auf den Weg zur nächsten S-Bahn-Station machten, die ein gutes Stück entfernt lag, dachten beide vorrangig daran, das Erlebte ein weiteres Mal Revue passieren zu lassen, um mögliche Anhaltspunkte ausfindig zu machen, die dazu führen konnten, eine Unregelmäßigkeit im System des Feindes zu entdecken.

So gelangten sie an die S-Bahn-Stelle, hatten aber leider keine weitere Idee gefunden; auf der Anzeigetafel stand, dass die nächste S-Bahn in drei Minuten einfahren sollte.

»Wie groß ist die Chance, dass diese S-Bahn normal einfährt, normal anhält, wir ohne Zwischenfall ein- und nachher wieder aussteigen?«, fragte Thomas und sah sich bestätigt, als die S-Bahn die Schienen entlang geschossen kam, als gelte es, einen Geschwindigkeitsrekord zu brechen. Viel zu spät stieg der Fahrer auf die Bremse und diese quietschten so laut, dass sich Ejder und Thomas die

Ohren zuhielten. Erst ganz am Ende des Bahnsteigs hielt die S-Bahn und ließ noch gerade Platz, um in die hinterste Türe einzusteigen.

»Sollen wir das wirklich riskieren?«, fragte Thomas, und Ejder fragte sich dasselbe, doch alles Lamentieren half in dieser Situation nicht mehr. Mit forschem Mut ging Ejder voran, öffnete die Türe und stieg in die S-Bahn, die trotz offener Tür zu rollen begann, ehe Thomas eingestiegen war. Nur mit einem riskanten Sprung konnte er sich halb in der Tür, halb draußen an der Bahn festhalten und musste von Ejder in den Innenraum gezogen werden. Dass dort aber dann Ruhe einkehrte, konnte nicht behauptet werden, denn so schnell die Bahn eben in den S-Bahnhof eingefahren war, so schnell schoss sie wieder über die Gleise in Richtung Hauptbahnhof und die beiden Jungs versuchten gleichzeitig, das Gleichgewicht zu halten und nach dem ominösen Gebäude Ausschau zu halten, das Ejder beschrieben hatte. Mehrfach musste sie mit ansehen, wie die S-Bahn jegliche Verkehrsregeln missachtete und mehrere Unfälle provozierte; mehr als einmal wurden die beiden zu Boden geschleudert oder in die Sitze gedrückt – an ein Festhalten war nur in den seltensten Momenten zu denken. Zumindest brachte die Bahn sie auf dem schnellsten Wege in die Innenstadt, die bereits hell erleuchtet war, und in den allerletzten Dämmerungsmomenten gab der dunkelgraue Horizont ein paar letzte Blicke auf die Skyline, die nun auch Thomas verändert vorkam.

»Du hast recht«, sagte Thomas, »dort ist ein weißes Gebäude, das ich nicht kenne.«

»Ja, es ist das weiße. Vor dem großen Bankengebäude«, erwiderte Ejder, doch bevor er den Arm zur Bestätigung ausstrecken konnte, ging ein Ruck durch den S-Bahn-Waggon und nur einen kurzen Augenblick später stand dieser nur noch auf zwei Rädern und drohte bei voller Geschwindigkeit zur Seite zu kippen. Längst hatten die beiden Jungs das Gleichgewicht verloren und waren zu Boden gestürzt; während sich Thomas an einer Sitzbank abstützte, war Ejder in Richtung Wand gerutscht und versuchte sich von ihr fortzudrücken. Doch just in diesem Moment kippte die Bahn vollständig zur Seite und knallte mit Wucht auf den Boden, sodass das Glas der Fensterscheibe zersplitterte und bei Ejder mehrere Verletzungen verursachte; Thomas hingegen wurde von herumfliegenden Glassplittern verschont, da die obere Scheibe hielt, dafür wurde er jedoch mit seiner Körperseite so stark gegen den Fuß einer Sitzbank gedrückt, dass er sich mehrere schmerzvolle Quetschungen zuzog. Während die beiden den Unfall, der nur wenige Sekunden andauerte, ehe der S-Bahn-Waggon, der sich vom vorderen getrennt hatte, auf der Seite liegend zum Stillstand kam, ohne ganz große Verletzungen überstanden, war die S-Bahn ein einziges Trümmerfeld. Trotz des glücklichen Verlaufs brauchte es mehrere Minuten, ehe die beiden wieder aufrecht im Abteil stehen konnten; jeder hielt sich jene Stellen des Körpers, die leicht lädiert, gequetscht oder eingeschnitten waren.

»Bitte steigen Sie an der nächsten Haltestelle auf der rechten Seite aus«, tönte es aus einigen Lautsprechern, die nicht defekt schienen, und nun mussten selbst Ejder und Thomas über diese

elektrische Fehlfunktion lachen, wobei Thomas beim Lachen empfindliche Schmerzen verspürte, denn er hatte sich vor allem den Brustkorb gequetscht, als er sich mit seiner Seite an der Bank abgestoßen hatte.

Mit großer Mühe befreiten sich beide aus dem auf der Seite liegenden Wrack, denn zunächst musste ein Fenster mit einem Notfallhammer eingeschlagen werden, da selbst bei diesem Unfall auf der oberen Seite alle Scheiben und Türen gehalten hatten – für Thomas und Ejder war es kaum vorstellbar, was wohl passiert wäre, wenn diese Scheiben auch nachgegeben hätten.

Als sich beide durch gegenseitige Hilfe aus dem zerstörten Abteil befreit hatten und wieder auf festem Boden standen, schnauften sie tief durch und klopfen sich den Dreck von der Kleidung.

»Es ist unglaublich«, sagte Ejder, »was uns in den letzten beiden Tagen alles passiert ist – angefangen von den scheinbar harmlosen Phänomenen bis zu den ganzen Unfällen, den Stieren, Patrick, Mira, dem Inder und allem anderen. Meine Güte, es ist fast ein Wunder, dass wir überhaupt noch leben.«

»Wenn ich mir die Bremsspur anschau, die wir mit der S-Bahn hingelegt haben«, erwiderte Thomas und zeigte über die Wrackteile, »dann ist es wahrhaftig ein Wunder, dass wir uns nur so wenig getan haben.«

»Außerdem haben wir das Gebäude gesehen«, sagte Ejder und blickte noch rechtzeitig auf, als er das heranbrausende Auto sah, das direkt auf die beiden zuhielt. Schnell sprang er zur Seite, riss dabei Thomas mit sich und sah im Hinfallen, wie das Auto abbremste, die Spur verlor und mit einem großen Aufprall auf die mitten auf der Straße liegende S-Bahn prallte. Doch anstatt demoliert stehen zu bleiben, legte der Fahrer, den Thomas und Ejder bei ihrem Sprung nicht sahen, den Rückwärtsgang ein und trat mächtig auf das Gaspedal, sodass der Motor aufheulte, ehe der Wagen zunächst einen Satz nach hinten machte, ehe er vom Fahrer gestoppt und vorwärts bewegt wurde. Ein mächtiger Rauchswall trat aus dem zerbeulten Motorraum, doch davon schien sich der Fahrende nicht abhalten lassen zu wollen.

»Ob das gezielte Angriffe auf uns sind?«, fragte Thomas, als sich beide unter neuerlichen Schmerzen vom Boden erhoben.

»Ich weiß es ehrlich gesagt nicht, aber es ist nicht auszuschließen. Wir müssen auf jeden Fall wie ein Schießhund aufpassen«, sagte Ejder und seine Stimme nahm einen besorgten Klang an, »denn mittlerweile sind es keine Phänomene mehr, die uns in die Irre leiten oder uns glauben machen wollen, dass wir verrückt sind, sondern es sind de facto Angriffe auf unser Leben. Daher müssen wir uns vorsehen, was um uns herum geschieht, denn wenn der Feind das Wissen besitzt, dass alle infizierten Menschen seine Todeswerkzeuge sein könnten, dann sehen wir alt aus.«

»Mich wundert es, dass unser Feind zwar versucht, uns an den Kragen zu gehen, es aber nicht so konzentriert macht, dass wir Schaden davon nehmen – zum Glück bisher nicht!«

»Es kann sein, dass wir nicht die einzigen sind, gegen die der Feind kämpft«, meinte Ejder, »und wenn es so sein sollte, dass er an vielen Fronten kämpfen muss, haben wir mehr Möglichkeiten, ungesehen näher an des Rätsels Lösung zu kommen, noch bevor der Feind merkt, dass wir so nahe dran sind.«

»Sollen wir es riskieren, mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu dem Gebäude zu kommen, das mal da ist und dann wieder nicht?«, fragte Thomas.

»Ich kann es dir im Moment nicht sagen«, entgegnete Ejder, denn das Risiko scheint im normalen Straßenverkehr beinahe genau so groß zu sein; und letzten Endes ist es egal, ob wir bei einem Bus- oder Zugunglück sterben oder ob wir von einem Auto überfahren werden.«

»Dann sollten wir die großen Straßen meiden und uns durch Wohngebiete dem Haus nähern, sodass wir jedes verdächtige Auto im Auge behalten können.«

»Wenn auf uns niemand aus den Häusern schießt!«, meinte Ejder und wusste selbst nicht, ob er das nun als Gefahr betrachten sollte oder ob es nicht ein Hirngespinnst war.

»Lass uns querfeldein gehen«, schlug Thomas vor, »da uns sowieso überall eine Falle lauern könnte, sollten wir den kürzesten Weg gehen – da brauchen wir wahrscheinlich auch die wenigste Zeit!«

»Einverstanden«, sagte Ejder und setzte sich gemeinsam mit Thomas in Bewegung.

Zusammen überquerten sie die Bahngleise und sahen ein weiteres Mal nach der umgestürzten Bahn; erst jetzt fragten sie sich, ob es weitere Opfer gegeben hatte, doch von außen sahen sie keine Leichen – selbst der S-Bahn-Fahrer schien nicht mehr in seinem Führerhaus zu sein. Da sie aber weder einen Krankenwagen noch einen herumlaufenden Menschen gesehen hatten, wunderten sie sich darüber, was wohl geschehen war, und beide dachten ernsthaft daran, dass dies nicht wahr sei, sondern alles ein Phänomen. Dagegen sprachen aber die realen Verletzungen der beiden, die sie spürbar merkten, und da scheinbar niemand verletzt war, dem man erste Hilfe leisten müsste, entschieden sich beide, das Wrack einfach an Ort und Stelle liegen zu lassen, um das Gebäude zu suchen, das so mysteriös erschien.

Beide merkten erst nach einigen Minuten, wie sich die innere Spannung aufgrund des Schocks löste, und sie mussten sich auf eine kleine Mauer setzen, da ihnen sonst die Beine den Dienst versagt hätten. Thomas wurde es schlecht und er musste sich übergeben; Ejder sah derweil zu, dass sich ihnen niemand näherte, und wenn er es sich selbst nicht zugeben wollte: Er war wie ein gejagtes Wild, einem Spion gleich, der enttarnt worden war und nun auf der Flucht vor einer inneren Staatsintelligenz war, die es beiden an die Wäsche wollte. So spannend eine solche Geschichte im Fernsehen war, so aufreibend und desillusionierend war es für den Gejagten im wirklichen Leben; der permanente Stress, den der Körper produzierte, zerrte dermaßen an den Kräften, dass Ejder sich in diesem Moment nichts weiter wünschte als eine Dusche und danach ein Bett, in dem er sich

schlafen legen wollte, ohne dauernd gestört zu werden – und in dem er erst aufwachen würde, wenn wieder alles normal war.

»Aber konnte wieder alles normal werden?«, fragten sich beide, denn dass viele Ereignisse rückgängig machbar waren, hieß nicht, dass sich diese generelle Veränderung in der menschlichen Welt zurückdrehen ließe – und wenn doch, mit welchem Ergebnis? Dass die Menschen einen Prozess durchmachten, der sie von den ersten affenähnlichen Menschen über den Steinzeitmenschen zu den heutigen hat werden lassen, ist eine lange und ereignisreiche Kette, die ihren Sinn innerhalb der Natur verhaftet hat, doch einen derart schlaglichtartigen Wechsel hatte es wahrscheinlich noch nie gegeben.

»Über acht Milliarden Menschen leben auf der Welt«, sagte Ejder leise murmelnd in Gedanken, »und wenn ich mir vorstelle, dass die alle eines Tages – nach dem Auslaufen des Schutzes durch die Impfungen – Menschen mit schwarzen Augen und ohne eigenen Willen sind – wo wird das alles hinführen? Wohin?«

»Was sagst du?«, fragte Thomas, nachdem er zurück auf der Mauer war und neben seinem Freund saß.

»Was?«, fragte Ejder erstaunt.

»Du hast doch gerade was gesagt, oder nicht?«

»Das muss in Gedanken gewesen sein.«

»War es denn wichtig?«

»Irgendwie ja – und irgendwie nein, denn vielleicht liegt es nicht in unserer Macht, es zu ändern; dann wäre es egal.«

»Du stellst dir gerade vor, was mit den Menschen sein wird, wenn alle Menschen schwarze Augen haben?«

»Ja.«

»Was aus uns wird, wenn wir alle so willenlos agieren, wie die Menschen, die nach unserem Leben verlangen?«

»Ich bin weiterhin davon überzeugt, dass die Intelligenz einen Plan mit den Menschen hat«, sagte Ejder und Thomas stellte sich ein Sammelsurium an Alien-Gestalten vor, die er in seinem Leben bisher in Comics und Filmen gesehen hatte. »Die Frage ist nur, was sie außer der Kontrolle über die Menschen will.«

»Was meinst du damit?«

»Im Grunde ist es doch einfach: Die Menschen werden erst einmal assimiliert...«

»Assimiliert?«

»Stimmt, du hast kein Star Trek gesehen, als du klein warst. Ich meine, alle Menschen werden erst einmal gefügig gemacht, ohne eigenen Willen...«

»Sondern mit einem von außen aufgezwungenen Willen!«

»Ja, so ähnlich. Bei Star Trek war es der Kollektivwille, der alle Entscheidungen daran ausrichten ließ, aber das nur am Rande. Worum es geht, ist doch, was diese Intelligenz von uns Menschen möchte – denn wenn sie uns kolonisieren möchte, müssen wir irgendwann in eine bestimmte Richtung funktionieren, sonst brauchen sie uns nicht zu kolonisieren. Braucht sie uns für etwas anderes, wäre es einfacher gewesen, uns alle mittels eines neuen Virus' zu töten.«

»Bleibt noch eine weitere Möglichkeit!«, sagte Thomas und Ejder sah seltsam drein. »Dass es ein Unfall von Menschenhand war, und dass es keine weitere Intelligenz gibt, dass es keinen Auslöser gibt, sondern nur einen bewusstseinsverändernden Virus, der sich vielleicht in unserem Gehirn festsetzt und...«

»Das wäre der am schlimmsten anzunehmende Fall«, kommentierte Ejder, »denn dann wäre alles umsonst; dann wären wir nicht einmal aus irgendeinem Zweck untergegangen, sondern aus der eigenen Unvorsicht und Dummheit heraus.«

»Aber im Umkehrschluss verfügt diese Möglichkeit über die besten Chancen, ein Gegenmittel zu erschaffen, das die Menschen von der Infektion heilt und sie wieder normal werden lässt.«

»Und wer soll das Gegenmittel erfinden?«

»Vielleicht gibt es das bereits und wir müssen es nur noch finden.«

»Und du glaubst wirklich daran?«

»Solange sich uns keine andere Intelligenz zeigt«, sagte Thomas und versuchte, seine gesamte Überzeugungskraft in diese Worte zu legen, »habe ich keinen Grund, an sie mehr zu glauben als an einen Unfall, der sich in irgendeinem Labor dieser Welt ereignet hat. Es gehen doch genug Gerüchte herum, dass es biologische Waffen gibt, die die Menschheit binnen weniger Sekunden zu einem Großteil infizieren und binnen weniger Tage vernichten könnten. Und das halte ich für viel wahrscheinlicher als irgendwelche Außerirdischen, die sich einen Spaß daraus machen, uns zu kolonisieren.«

»Du glaubst also dem Inder?«

»Ja, unbedingt!«

»Der hatte schwarze Augen!«

»Aber kein erkennbares Motiv, uns anzulügen!«

»Bist du dir da so sicher? Ich meine, er wäre natürlich der ideale Kandidat, um uns ins Leere laufen zu lassen.«

»Das schon«, sagte Thomas, »aber wenn du dich an ihn erinnerst, dann war er eher aufgeregt und interessiert als verschlagen und lügenhaft. Nein, ich vertraue seinen Worten und denke, dass er recht hat, wenn er sagt, dass die Wahrscheinlichkeit, dass wir von Außerirdischen besucht werden, um ein Vielfaches geringer ist, als dass wir im Lotto einen Sechser mit Zusatzzahl haben.«

»Aber dennoch gibt es immer wieder Menschen, die den Jackpot knacken, was bedeutet, dass prozentuale Wahrscheinlichkeiten zwar die Möglichkeiten beschreiben, aber nicht den Fall in seinen Dimensionen, wenn er in einem unwahrscheinlichen Fall eintritt.«

»Das wird mir jetzt zu theoretisch«, sagte Thomas und unterband das Thema an dieser Stelle.

»Irgendetwas ist seltsam!«

»Was denn?«, fragte Ejder mit dem Wissen darum, dass jede Unregelmäßigkeit das Anzeichen eines neuen Phänomens sein könnte.

»Ach nichts«, sagte Thomas.

»Es ist immer etwas«, bohrte Ejder weiter.

»Es ist wirklich nichts, außer...«

»Außer was?«, fragte Ejder und alle seine Alarmglocken in seinem Innern schlugen an.

»Außer dass du seit dem Unfall mächtig alt aussiehst.«

»Ich verstehe kein Wort!«

»Du siehst irgendwie zehn Jahre älter aus, als ich dich in Erinnerung habe! Aber vielleicht liegt das einfach nur an dem Stress, den wir die letzten Tage hatten.«

»Wenn ich dich genauer betrachte, fällt mir aber auch auf, dass du älter aussiehst, als ich dich in meinen Erinnerungen habe.«

»Meinst du, das ist ein Zufall oder die Auswirkung des Stresses' oder aber...?«

»Der Anfang eines neuen Phänomens«, vervollständigte Ejder den Satz und sah Thomas in die Augen.

»Was kommt jetzt? Dass wir immer schneller altern und irgendwann vor unserer eigentlichen Zeit sterben?«

»Es könnte ein Phänomen sein, das uns töten soll.«

»Du unterstellst gerade einem Phänomen, dass es ein Motiv hätte, uns töten zu wollen.«

»Nein, das nicht, aber wenn hinter dem Phänomen eine Intelligenz steckt...«

»Was eher nicht so ist!«

»...dann kann es durchaus sein, dass wir mittels eines Phänomens, in dem wir nicht mehr unterscheiden können, was Wirklichkeit und was unreal ist, in den Tod getrieben werden sollen. Ich will damit nur sagen, dass wir unheimlich aufpassen müssen, falls wir Entscheidungen treffen, die vielleicht keine Auswirkungen auf die reale Welt haben, aber auf unser Leben.«

»Wie der Crash der S-Bahn?«, fragte Thomas und wollte eigentlich keine Antwort hören, aber Ejder antwortete dennoch.

»Der Crash der S-Bahn – das war doch keine unserer Entscheidungen.«

»Aber wir sind in sie eingestiegen und haben damit eine Entscheidung getroffen, an einem Phänomen teilzunehmen, das uns beinahe das Leben gekostet hätte.«

»Nein, das meine ich nicht«, sagte Ejder.

»Sondern?«

»Dass wir nicht abschätzen können, was in unmittelbarer Zukunft geschehen wird, das haben wir die letzten Tage, aber auch die letzten Stunden gesehen. Nein, das, was ich meine, ist, dass wir jede Entscheidung, die wir treffen und die nicht unter Zeitdruck geschieht, wohlüberlegt treffen sollen – dass wir uns vorher Gedanken über mögliche Konsequenzen machen. Das ist alles!«

»Das habe ich verstanden«, meinte Thomas und wusste, warum er besser geschwiegen hätte.

Beide gingen nun schweigend einige Minuten nebeneinander und beobachteten sich stattdessen mit Argusaugen, um den anderen darauf hinzuweisen, sollte sich dieser erneut in irgendeine Richtung verändern. Die Straßen waren wie leergefegt, was noch vor einem Tag das unmissverständliche Zeichen eines sich abzeichnenden Phänomens gewesen war, doch Thomas und Ejder hatten mittlerweile eher die Vermutung, dass die beiden seit dem Morgen in einem Dauerphänomen saßen, denn seitdem sie in die S-Bahn eingestiegen waren, hatten sie nur drei Menschen gesehen, worunter der eine sie beinahe überfahren hätte.

»Ich habe Hunger«, sagte Thomas an einer Kreuzung unvermittelt und wollte gerade ein Geschäft betreten, als Ejder ihn an der Schulter zurückhielt.

»Wir sollten uns nicht trennen«, sagte Ejder und zeigte an, dass er mitzukommen gedachte.

Beide traten in den Geschäftsraum, der trotz offener Türen keinen Menschen im Innenraum barg; kaum, dass sich ihre Augen an das diffuse Licht gewöhnt hatten, staunten sie nicht wenig und waren sich nun überaus sicher, dass sie in einem Phänomen gefangen waren, denn in den Regalen lagen zwar Lebensmittel – doch diese sahen aus, als wären sie vor mehreren Jahrzehnten angefertigt worden und seit langer Zeit verdorben oder abgelaufen. Selbst das angebotene Wasser in den Flaschen stank nach Moder und von den ehemals angebotenen Fleischsorten waren nur noch die Knochen übrig, die wie die Gebeine eines verendeten Tieres in der Wüste wirkten. Thomas und Ejder schauderte es, aber noch mehr wunderten sie sich darüber, was sie sahen; einige Artikel hatten die Jahre in ihrer ursprünglichen Form überdauert, aber nicht selten zerrann diese Form sofort nach dem Berühren – und nicht selten zerfiel das Gesamtgebilde zu einer Staub- und Dreckmasse.

Im hinteren Raum des Einkaufsgeschäfts fanden sie dann in der Folgezeit einige Konserven, deren Haltbarkeitsdatum nur wenige Jahre drüber war; indem sie gemeinsam einen Büchsenöffner suchten und Thomas ihn fand, öffneten beide je eine Dose mit Kochfleisch, fanden jenes in einem essbaren Zustand vor und verschlangen es, als hätten sie seit einer langen Zeit nichts mehr zu essen bekommen.

»Ich wundere mich nicht gerade wenig über dieses Phänomen«, sagte Ejder, »zuerst altern wir und müssen dann in einem Geschäft feststellen, dass alles veraltet, vertrocknet oder längst aufgefressen worden ist – als würde die Zeit in diesem Spiel der entscheidende Faktor sein.«

»Du meinst, wie in einer Zeitmaschine?«

»So ähnlich, denn es würde schon passen, wenn wir jetzt vielleicht fünfzehn Jahre älter als vorher sind und die meisten Lebensmittel eine solche Haltbarkeit einfach nicht besitzen – dann kann das Ganze zusammenpassen.«

»Müssten wir dann nicht auch Zeitungen aus einer fernen Zeit vorfinden? Das sieht man andauernd in den Zukunftsfilmern – dass sie das Jahr meist auf einer Zeitung oder im Fernsehen rein zufällig entdecken!«

»Wir können ja mal nach einer suchen«, sagte Ejder und sie begannen die Suche, doch sie blieb erfolglos, denn in keinem Regal schien sich eine zu verbergen.«

»Lass uns mal an der Kasse nachschauen, dort müssten Belege oder Ähnliches existieren, die uns irgendetwas verraten können.«

Doch auch an diesem Ort hatten die beiden kein Glück und so entschieden sie sich, aus dem Geschäft zurück auf die Straße zu treten, um in Richtung des Gebäudes zu gehen, das Ziel ihres Weges sein sollte.

»Die Frage, die ich mir stelle, ist diese«, begann Ejder, als sie sich beide wieder auf den Weg gemacht hatten, »ob diese offensichtliche Veränderung eine reale ist, also unsere Veränderung und die Verrottung der Lebensmittel eine ernsthafte Bedrohung darstellt oder nur etwas, was wir nicht sonderlich ernst nehmen sollten, da wir davon ausgehen können, dass wir bald wieder normal sind, sobald wir das Phänomen überstanden haben.«

Ejder wartete auf eine Antwort von Thomas, doch als er zu diesem herüberblickte, sah er, wie dieser seinen Blick starr geradeaus gerichtet hatte. Nun richtete Ejder seinen Blick ebenfalls in diese Richtung und erstarrte – ein mehr als Häuser großer Gesteinsblock rollte auf sie zu und überrollte Autos und alles, was ihm in den Weg kam; Ejder und Thomas waren jedoch so paralysiert, dass sie wertvolle Zeit verloren, als sie das Ungeheuer auf sich zukommen sahen. Als Ejder dann endlich wieder die Kontrolle über seine Sinne und seinen Körper wiedererlangt hatte, stieß er Thomas an und lief mit diesem die Straße hinab, in eine kleine Seitengasse, die direkt wieder auf eine breite Straße führte. Dort liefen sie mit voller Geschwindigkeit auf den Fußgängerweg, bremsten jedoch sogleich ab, als sie merkten, dass ein weiterer Steinkoloss auf dem Weg war, sie zu zerquetschen – mit Mühe und einer großen Portion Schnelligkeit riss Thomas Ejder mit sich, als beide in die Zwischengasse zurücksprangen. Doch anstatt vorbeizurollen, blieb der Steinkoloss vor dem Ausgang stehen, und als Ejder sich in die andere Richtung bewegen wollte, realisierte er, dass auch der andere Ausgang mit einem Steinkoloss versperrt war.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Thomas in seiner Hilflosigkeit.

»Wir können nur hoffen, dass die beiden Kolosse keine kleinen Freunde haben, die uns in dieser Gasse das Leben zur Hölle machen können«, meinte Ejder, und just in diesem Moment begann es wie aus heiterem Himmel Steine und Steinchen zu regnen, die spürbare Schmerzen hinterließen. Schreiend sich gegen die Wehrlosigkeit der momentanen Situation wehrend, flüchteten beide in einen Hauseingang, der zufällig nicht verschlossen war, und standen plötzlich in einem Hinterhausflur – draußen schlugen die Gesteinsbrocken nieder und entfachten in der hohlen Gasse ein wahres Trommelfeuer an Echos.

»Wir sollten genau aufpassen, was wir tun«, warnte Ejder erneut. »Denn es mag ein Zufall sein, dass diese Türe offenstand – aber es kann auch eine Falle sein.«

»Noch eine größere Falle, als uns Steine auf den Kopf fallen zu lassen?«, fragte Thomas.

»Wer weiß, was der Zweck dieser Phänomene ist«, kommentierte Ejder, »doch eines weiß ich: dass mit uns ein Spiel gespielt wird – und ich will wissen, warum, wie und vor allem, wer mit uns das Spiel spielt!«

»Vor dem Haus, auf der anderen Seite, scheint es ruhig zu sein«, sagte Thomas, lief den Flur zur anderen Seite entlang, öffnete die Türe und sprang augenblicklich zurück in das Haus, da auch von dieser Seite Steine vom Himmel niederfielen.

»Sieh mal«, sagte Ejder und wies auf den Boden, »die Steine sind wie Schnee, der auf einen warmen Boden fällt – der bleibt nicht liegen, nein, er schmilzt, und die Steine verschwinden einfach, sie lösen sich auf. Sonst wären wir bald eingesperrt, wenn die sich auftürmen würden.«

Beide blickten aus dem Fenster und suchten mit ihren Augen den Himmel ab, der in ein Dunkelgrau getaucht war, nach Anzeichen, dass das unwirkliche Wetterphänomen bald aufhören mochte.

»Warum fallen eigentlich keine Steine auf das Haus?«, fragte Thomas.

»Vielleicht ist es besser, wenn du das nicht fragst und glücklich bist, dass das nicht passiert«, entgegnete Ejder und spürte die momentane Sicherheit für einen kurzen Augenblick, als es mit einem Mal einen gewaltigen Schlag gab und der erste große Gesteinsbrocken schmetternd auf das Dach prallte und mit einem gewaltigen Richtungswechsel von ihm abgestoßen wurde.

»Wer vom Teufel spricht...«, sagte Thomas, und es durchfuhr ihn ein Schauer, als er spürte, dass er mit dieser Aussage sich selbst eingestand, dass es nunmehr wahrscheinlicher war, dass eine andere Intelligenz diese Phänomene steuerte – zumindest glaubte er das jetzt.

Indessen waren mehrere Steine auf das Dach geprallt und einige hatten es durchschlagen, ehe es rumpelnd unter der eigenen Instabilität zusammenbrach und krachend auf die oberste Etagendecke fiel. Doch damit war der Angriff keineswegs zu Ende – eine nach der anderen Ebene wurde Ziel

des Angriffs und Ejder wusste, dass mit jeder niedergerissenen Etage die Gefahr größer wurde, dass sie beide irgendwann unter dem zusammenbrechenden Geröll lebendig begraben würden.

»Bist du dir sicher, dass wir dieses Phänomen überleben werden?«, fragte Thomas und Ejder spürte die Panik in Thomas' Stimme, doch ehe er sich eine Antwort überlegen konnte, war Thomas zur Türe gesprintet, hatte sie aufgerissen und war im Begriff, aus dem zusammenstürzenden Haus zu flüchten – in den Steinhagel, der vom Himmel herabfiel.

»Da draußen wirst du ebenso sterben!«, sagte Ejder und gestand sich damit selbst ein, dass er an einen möglichen Tod in diesem Haus glaubte.

Beide Freunde standen mit dem Gesicht zueinander und suchten Hoffnung beim anderen, doch alles schien verloren, als sich ein Teil der Decke löste, krachend herunterfiel und Thomas an der Schulter streifte, wo der Steinblock eine leicht blutende Schürfwunde hinterließ. Das ganze Haus hatte bis in seine Grundmauern seine Stabilität verloren und Ejder wollte keine Lösung mehr für die Situation einfallen.

»Das war es wohl«, sagte Ejder zu Thomas und sah mit an, wie er sich die schmerzende Schulter hielt, während er jedoch den Blick fest in die Augen seines Freundes gerichtet hielt.

»Wir sind so weit gekommen – und doch wird am Ende der Feind siegen«, sagte Thomas, »wenn das alles doch nur ein Spuk wäre, aber...«

Ihm versagten in diesem Augenblick die Worte, doch auch Ejder verschlug es die Sprache, als er plötzlich sah, wie die Straße vor dem Haus wieder in Sonnenstrahlen getaucht war; mit dem letzten Mut in seinem Körper packte er Thomas an der unverletzten Schulter und zerrte ihn aus dem Haus auf die Straße, gerade früh genug, ehe beide mit ansahen, wie das Haus, in dem sie eben noch gewesen waren, in sich zusammenstürzte. Für mehrere Minuten befanden sich beide in einer dichten Staubwolke, die beide umschloss, ehe sie sich an der Hand nahmen, um gemeinsam einen Weg aus dieser grauen Dunkelheit zu finden. Als sie das andere Ende der Straße erreichten, hatte sich der erste Staub aufgelöst und sie blickten auf die Zerstörung, die die Gesteinsbrocken, die wie Schnee wegzuschmelzen schienen, hinterlassen hatten.

»Vielleicht ist alles so richtig abgelaufen«, sagte Thomas und ertete einen verwirrten Blick von Ejder.

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, dass wir jetzt schon oft in einer beinahe tödlichen Situation um Haaresbreite entkommen sind, aber nie gestorben sind.«

»Du meinst also, dass wir nicht sterben können?«, fragte Ejder mit erhobener Stimme.

»Ja. Das wäre doch mal was!«

»Und wenn ich dich jetzt im Haus gelassen hätte – glaubst du wirklich, dass du den Einsturz überlebt hättest?«

»Vielleicht wäre es dann nicht eingestürzt!«

»Ich denke, bei dir geht deine Phantasie durch, denn Gebäude überlegen nicht erst, wann sie einstürzen, sondern genau dann, wenn sie instabil werden. Und das ist passiert.«

»Aber es ist doch seltsam, dass genau in dem Moment die Steine aufhörten, vom Himmel zu fallen, als das Haus drohte, zusammenzubrechen, oder nicht?«

»Zufall.«

»Du glaubst nach allem, was wir durchgemacht haben, noch an den Zufall? Und dass wir nach dem Steinregen wieder Tag haben, obwohl eben noch die Nacht heranbrach? Alles Zufall?«, wunderte sich Thomas und fragte sich, was in den sonst so kühl agierenden Ejder gefahren war.

»Ja, ich glaube an den Zufall und will und kann mir nicht vorstellen, dass wir von einer anderen Intelligenz gesteuert werden, und wenn sie da sein sollte, die mit uns spielt, als wären wir irgendwelche Schachfiguren auf einem Schachbrett, das wir nicht wahrnehmen können. Zeig dich, wenn es dich gibt, oder mach dem Ganzen ein Ende, wenn du dich traust!« Die letzten Worte hatte er mit einer großen Inbrunst in Richtung Himmel geschrien, dort, wo er als Mensch gemeinhin ein ihm überlegenes Wesen vermutet.

»Ich denke, dass du deine Antwort nicht unbedingt jetzt bekommen wirst«, sagte Thomas und begann in Richtung des Gebäudes zu gehen.

»Du gehst weiter?«

»Was soll ich sonst machen? Hier herumstehen und darauf warten, dass entweder einer vorbeikommt, der sich als Feind entpuppt, oder darauf, dass mich irgendein Wesen zerfetzt, Steine erschlagen oder sonst was passiert, gegen das ich keine Chance habe? Nein, ich werde nicht auf meinen Tod warten!«

»Aber das hat doch alles irgendwie keinen Sinn«, rief Ejder dem nicht stehenbleibenden Thomas hinterher, »denn was bringt es, wenn wir das Gebäude erreichen und dort erfahren müssen, dass wir nie eine Chance hatten?«

»Dann weiß ich es aber!«, sagte Thomas trotzig und dachte gar nicht daran, stehen zu bleiben oder gar zu Ejder zurückzukehren.

»Dann geh doch und finde heraus, wer unser Gegner ist«, schrie Ejder seinem davongehenden Freund hinterher und sagte so leise, dass Thomas es nicht verstehen konnte: »Und hoffentlich findest du nicht heraus, dass wir selbst unser größter Feind sind!«

Ejder konnte es kaum glauben, dass er in diesem Moment nicht bereit war, seinem Freund weiter zu folgen, doch etwas in seinem Innern ließ ihn daran zweifeln, dass das der richtige Weg für ihn war – ohne gleichzeitig sagen zu können, ob es nicht doch der richtige für Thomas war. Daher ließ er ihn schweren Herzens ziehen, auch wenn er daran dachte, dass sie jetzt beide alleine auf sich gestellt waren. Ejder setzte sich auf die Kante des Bürgersteigs und blickte die Straße erst hinab

und dann Thomas hinterher, der wenig später eine Querstraße erreichte, in die er einbog, ohne sich nach Ejder umzublicken.

»Jetzt bist du endgültig allein auf dieser Welt«, sagte sich Ejder und suchte in dem wirren Haufen des eingestürzten Hauses den Grund für dies alles – doch in den folgenden Minuten sollte ihm keine Antwort einfallen.

Thomas war hingegen in die Querstraße eingebogen, ohne sich umzudrehen, hielt jedoch sogleich an und lugte um die Ecke, wie sich Ejder verhielt, doch dieser hielt seinen Blick starr auf das eingestürzte Haus gerichtet. Nun wurde es auch Thomas bewusst, dass er ab jetzt auf sich allein gestellt sein würde, solange dies kein erneutes Phänomen war, mit dem Zweck, beide Freunde, die sich bisher stets beigestanden hatten, zu trennen, um den Einzelnen zu schwächen.

Ejder in seinem scheinbaren Trübsinn allein zurücklassend, begab sich Thomas auf den Weg zu dem Gebäude, das Ejder als erstes verschwinden und wieder auftauchen sah, doch erst später seinem Freund davon berichtete.

»War das Absicht gewesen?«, fragte sich Thomas und suchte die Umgebung nach möglichen Gefahren ab, doch außer, dass er nichts und niemanden sah, erschien alles normal – kein Anzeichen eines Angriffs wie mit den Steinen.

Das Zurückliegende zur Seite drängend, fasste er mit jedem Schritt mehr Mut und ging alsbald zügig die Straßen entlang, immer in Richtung des Gebäudes, dessen Erscheinung die Silhouette der Stadt merklich veränderte.

»Wie kann es sein, dass ein Haus auftaucht, wieder verschwindet und wieder auftaucht? Vielleicht existiert dieses Gebäude gar nicht oder es existiert und das Flackern – das Verschwinden und Wiederauftauchen – sehen nur wir, die keine schwarzen Augen haben. Apropos schwarze Augen: Habe ich welche? Und hat Ejder welche und sich deswegen so seltsam verhalten? Bin ich nun alleine auf der Welt?«

Diese Frage stellte sich Thomas, als er den Pointer aus seiner Tasche nahm und an einem Schaufenster, in dem sich sein Widerbild spiegelte, testete, ob er schwarze Augen hat, doch zu seiner Beruhigung zeigte er im ersten Moment weiterhin keine Anzeichen einer Veränderung. Doch dann war es ihm, als wäre diese Nichtveränderung beinahe schlecht; das Sich-Heraus-Trennen aus einer Masse, die anders ist als man selbst, erscheint für den Einzelnen, der nun auf sich selbst gestellt ist, als eine riesige Herausforderung, der nur die wahrhaft Starken nachfolgen können, ohne an dieser Sonderstellung zugrunde zu gehen, wie es viele Minoritäten tun, wenn sie sich von allen verlassen fühlen.

Thomas, der sonst so gesellige Junge, der einen großen Freundes- und noch viel größeren Bekanntenkreis hatte, fühlte sich eigentlich nur wohl, wenn er innerhalb einer Gruppe von Menschen leben durfte, doch dieses völlige Alleinsein nagte an seinem Innern – ein Kampf, den er

nicht heraufbeschworen hatte und nicht wollte, doch er musste ihn annehmen, denn er spürte in seinem Innern, dass diese Veränderung der Menschen keine gute, sondern eine sehr schlechte war. »Wie seltsam still es ist, wenn sich keine Menschen auf den Straßen bewegen, keine Autos und auch keine Tiere – die absolute Stille, nur der Wind, der zwischen den Häusern surrt, aber auch nur sehr leise im Hintergrund«, dachte sich Thomas und musste sich auf dem Weg zu dem Gebäude mehrfach ermahnen, dass er weiterhin aufpasste, denn zuweilen verfiel er in Gedanken und merkte erst einige Querstraßen weiter, dass er mehrere Minuten ein einfaches Ziel für jedweden Angriff gewesen war.

Als er um die Ecke einer Straße kam, die auf jene führte, die an ihrem Ende zu dem Platz gelangte, auf dem das Gebäude stehen musste, sah er sich in einem Schaufenster an der Ecke und erschrak; jedoch nicht, weil er sich selbst sah, sondern sich vermisste und trotzdem einen anderen hinter sich wähnte, doch als er sich umdrehte, war dort niemand – und erst, als er sich zurück zum Schaufenster drehte, merkte er, dass er diese ältere Person in der Mitte seines Lebens war. Jetzt blickte er an sich herab, hielt seine Hände vor sich gestreckt und erkannte, dass auch seine Hände gealtert waren; mit jedem Schritt, den er näher an das Schaufenster trat, sah er die verschiedenen Veränderungen seines Körpers: das schütterere und grau gewordene Haar, die Falten, die sich in seinem Gesicht breitgemacht hatten, und der müde Ausdruck eines Mannes, der sein Leben lang ohne wirkliche Erholung gearbeitet hatte, um erfolgreich sein zu können.

»Bin ich das oder ist das nur ein Phänomen?«, fragte sich Thomas, und direkt im Anschluss stieg in ihm eine Angst hoch, dass sein Leben bald ein Ende haben würde, wenn er weiterhin mit diesem Tempo altere. »Wenn es kein Phänomen ist, dann habe ich Angst«, gab er sich selbst zu und hoffte, dass er weiterhin der Junge war, der gerade dem Teenageralter entwuchs. Seinen Blick von seinem unvertrauten Spiegelbild wegrißend, drehte er sich in Richtung des Platzes und erschrak – denn erst jetzt fiel ihm auf, dass er eben das Gebäude gar nicht bemerkt hatte, das sich jetzt am Fuße des Platzes über viele Stockwerke erhob – oder war es eben noch gar nicht da gewesen? Thomas fühlte sich extrem unsicher, beinahe ohnmächtig, und nur eine innere Stimme, deren Ausgangspunkt er nicht bestimmen konnte, sagte seinen Muskeln, dass sie sich fortbewegen, den Körper in Richtung Gebäude bringen sollten. Thomas gehorchte seiner inneren Stimme, auch wenn die Vernunft ihm davon abriet – doch welcher Mensch hat sich in einer solch beklemmenden Situation je an seiner Vernunft orientiert?

Schritt für Schritt ging Thomas auf das Gebäude zu, das selbst aus mittlerer Distanz unwirklich erschien; zunächst war es, als wäre es vorhanden, dann schwächte sich das Bild ab und wurde durchsichtig, ehe es beinahe zur Gänze verschwand, ehe sich das Bild wieder erhob und kräftiger wurde, bis es wiederum in seiner vollständigen Blüte sichtbar war.

»Was ist das für ein Gebäude«, fragte sich Thomas, »das verschwindet, wieder auftaucht, verblasst und wieder verschwindet – wie wenn man einen automatischen Dimmer fürs Licht zum normalen Schalter hinzuschaltet?«

Sich wundernd und keine Antwort findend, ging Thomas Schritt für Schritt auf das Gebäude zu und erkannte mit jedem weiteren Nähern immer mehr Details der Fassade – oder auch nicht. So undurchsichtig manche Gebäude sind, so durchsichtig wirkte dieses, und die Phasen der Sichtbarkeit wurden immer kürzer, je näher Thomas dem Gebäude kam. Auf dem halben Weg die Straße hinab spürte Thomas mit einem Mal ein starkes Ziehen in seinem Rücken, drückte an diese Stelle und musste feststellen, dass er sich insgesamt schwerlich bewegte; jede kleine Bewegung bereitete ihm Unwohlsein, und als er in einem Fenster sein Spiegelbild suchte, musste er mit Erschrecken feststellen, dass er ein älterer Greis war, und es daher kaum verwunderte, dass ihm alles wehtat. Langsam aber sicher keimte die Frage in seinem Innern, ob er das Gebäude, das nicht mehr weit von ihm entfernt war, überhaupt erreichen würde oder ob er vorher an Altersschwäche sterben würde. Doch ohne sich die Frage weiter zu stellen, ob es vielleicht besser wäre, den Rückwärtsgang anzutreten, ging er mit seinem gebrechlichen Schritt weiter und weiter und sah mit verblässigendem Augenlicht das immer weiter verblässende Gebäude, bis er schließlich direkt vor dem Platz stand, von dem Gebäude nur durch eine vierspurige Straße getrennt, und an ihm hochblickte.

In diesem Augenblick erkannte er den Ort wieder, an dem er bereits mehrfach gewesen war und der ihm bisher wie aus der Erinnerung gelöscht schien: Dort, an dem Platz, wo das Gebäude auf- und wieder fortflackerte, war eigentlich ein alter Friedhof, auf dem die Toten einer nahen, alten Kirche bestattet worden waren.

»Gibt es eine Verbindung zwischen dem Gebäude und dem Friedhof?«, fragte sich Thomas und hatte das Gefühl, der Lösung des Rätsels auf die Spur gekommen zu sein. Aus Gewohnheit nach links und rechts blickend, aber feststellend, dass kein Auto auf der Straße fuhr, trat er auf die Straße, überquerte die ersten beiden Fahrstreifen und mit dem Betreten des dritten verschwand das Gebäude vollständig und gab den Blick auf den Friedhof frei, der bisher wie unter einer unsichtbaren Haube verschwunden gewesen war. Schon vor einiger Zeit hatte sich Thomas gefragt, wie ein Friedhof wohl in dieses Bild passe, das von hektischer Betriebsamkeit geprägt war, während die Toten auf dem Friedhof die ewige Ruhe haben sollten.

Doch jetzt stand er vor dem Friedhof und wunderte sich weniger über dieses vermeintliche Ungleichgewicht inmitten der Stadt, sondern darüber, dass mit einem Mal nichts mehr von dem Gebäude zu sehen war – und er als fast toter Mann gebückt vor dem Ort der letzten Ruhestätte stand, um was? Dort die letzte Ruhe zu finden? War dies sein letzter Gang zu seinem Tod gewesen?

Implizierte dies der Friedhof? Dass er hier und jetzt sterben werde – nur mit dem unbedeutenden Vorteil, sich die Stelle seines Todes aussuchen zu dürfen?

Gebückt auf einen Stiel eines Besens ohne Kopf, den er am Eingang des Friedhofes fand, trat er auf die Straße zurück und fühlte sich noch während der Überquerung besser – was für seine Annahme sprach, dass er, je näher er dem Gebäude und dem Friedhof kam, seinem Tod entgegen ging; Kaum hatte er den zweiten Fahrstreifen überquert und sich nach hinten umgeblickt, da tauchte auch wieder das Gebäude auf, blendete auf, stand in seiner vollen Pracht vor ihm und verschwand nach kurzer Zeit wieder – während der Friedhof aus seinem Gesichtsfeld verschwunden war. Dieses seltsame Wechselspiel mehrfach austestend, erschien es Thomas, als würde er durch eine unsichtbare Wand gehen, in dessen Wirkungsbereich der Friedhof zu sehen war, während von außen nur das Gebäude sichtbar war. Mit diesem Hin und Her versuchte Thomas, die Entscheidung vor sich herzuschieben, was er machen wollte: sich gegen das Risiko entscheiden, auf dem Friedhof sein Leben zu lassen und dafür das Risiko eingehen, irgendwo dort draußen im Zuge eines Phänomens zu sterben, oder das Risiko auf sich zu nehmen, den Friedhof, sein Verschwinden und das Rätsel des Gebäudes zu lösen, sollte es auch sein Leben kosten.

Thomas entschied sich für das Nächstliegende, nahm seinen gesamten Mut zusammen und überquerte erneut die Straße, sah den Eingang des Friedhofes, ging auf seiner Hilfskrücke dorthin, stieß das Tor mit seinen schwachen Armen auf, nahm tief Luft und trat auf den Gang, der zwischen den Gräbern in den Hintergrund des Areals führte. Alles, was er sich überlegt hatte, was passieren könnte, trat nicht ein; vielmehr blickte er von Grab zu Grab und versuchte, die Inschrift zu lesen, die jedoch auf jedem Grab verschwommen war, so als ob Namen keine Wichtigkeit besäßen, alleine die Wertschätzung des Verstorbenen, dem man ein Grab an diesem Ort gewidmet hatte.

Als er an eine Weggabelung kam, blickte er in beide Richtungen, suchte nach einem Hilfspunkt, denn das Gebäude war seit dem Überqueren der Straße verschwunden und es gab keinen weiteren Anhaltspunkt, den er gefunden hätte. Rechts oder links war nun die Frage, und intuitiv entschied sich Thomas, nach rechts zu gehen, trat den Weg an und ging nur einige Schritte, ehe er sich, einer inneren Stimme folgend, nach links wandte, um in Richtung eines neu ausgehobenen Grabes zu blicken; ein ausgehobenes Loch, vor dem bereits der Grabstein stand, auf dem sein Name prangte. Er musste mehrfach hinblicken, denn er konnte sich das nicht denken, was gerade geschah, aber auch in diesem Augenblick verfügte er über keine Kraft, um der inneren Stimme, die ihn bis hierher geleitet hatte, zu widerstehen, sodass er langsam auf das Grab zuing, sich niederkniete, dann erst das eine, dann das andere Bein hineinstreckte, sich langsam und mit Schmerzen in den beiden Armen zum Boden herabließ und auf die kalte Erde niederlegte – mit dem Blick zum Himmel, der von einer grauen Dämmerung überzogen war, als würde der herabsinkende Tag sein herabsinkendes Leben symbolisieren.

Thomas schloss die Augen und sah das Gebäude über sich stehen, doch als er sie wieder öffnete, war nichts weiter als der gräuliche Himmel zu sehen, der wolkenbehangen ankündigte, dass es wohl alsbald regnen würde – die Frage war nur, was als Niederschlag herunterkäme. Dann schloss er seine Augen wieder.

Ejder saß noch eine geraume Zeit dort, wo ihn Thomas zurückgelassen hatte, und bekam weder mit, wie Thomas noch ein letztes Mal um die Ecke des Hauses blickte, noch wie das Gebäude, aus dem sie entflohen waren, ein weiteres Mal in sich zusammenbrach, bis ihn die Staubwolke erreichte und ihn hustend aus seiner Lethargie entriss. Doch anstatt sich zu fragen, wo denn sein Freund wäre, stand Ejder auf, hielt sich die Augen, die Nase und den Mund zu und ging durch die Finger blinzelnd in die andere Richtung die kleine Straße hinab, fort von dem Ort, auf den sich beide Freunde geeinigt hatten. Ejder merkte, wie er sich mit jedem Schritt besser fühlte, wie sich die Energie in seinem Innern staute, und nach einer gewissen Weile trat er aus dem Inneren der Stadt in die ruhige Lage eines angrenzenden Vorortes, nicht unweit von der Unglücksstelle der S-Bahn, blickte sich zu dem verschwindenden und wieder auftauchenden Gebäude um, fokussierte das Flackern mit seinen Augen, ehe er sich umdrehte und innerlich mit diesem Kapitel abschloss.

Ejder wollte nicht zu dem Gebäude und wollte mit der gesamten Geschichte abschließen – sollte ihn doch das Kollektiv der schwarzen Augen erwischen, denn er war es müde, sich beständig Gefahren auszusetzen, die ihn forderten. Ejder wollte sich nur an einem Ort schlafenlegen und erst dann aufwachen, wenn alle Entscheidungen gefallen waren und ihm somit keine Wahlmöglichkeiten blieben – denn die Wahl, in einer Masse von Menschen mit schwarzen Augen ohne dieselben zu leben, wollte er nicht treffen – konnte er auch nicht.

Ejder setzte sich in einem Bushäuschen auf die Bank, lehnte seinen Rücken gegen die Hinterwand, streckte die Beine nach vorne, sodass die Füße mit den Fersen auf dem Boden standen, und nickte ein; doch nur wenige Augenblicke, denn da vernahm er, wie die Stille des Moments von einem herannahenden Fahrzeug unterbrochen wurde, und als er seine Augen öffnete, sah er, wie sich ein Bus näherte, der bei näherem Hinblick kein normaler Bus war – doch Ejder wollte nicht auffallen, warum dieser ihm nicht normal erschien.

Der Bus hielt direkt vor Ejder und öffnete die vordere Türe; ohne dass ihn der Fahrer anblickte oder aufforderte, wusste Ejder, dass er in diesen Bus einsteigen würde, auch wenn er sich selbst die Frage, warum er dies machen sollte, nicht beantworten konnte. Indem er aufstand, spürte Ejder ein seltsames Gefühl in seinem Innern, ein unbeschreibliches Gefühl der Sorglosigkeit, und in diesem Moment fragte er sich das erste Mal seitdem Thomas ihn verlassen hatte, ob er vielleicht bereits schwarze Augen hatte; und dieser Bus bereitstünde, ihn mit an einen Ort zu nehmen, an dem die schwarzen Augen zusammentrafen, wo auch immer dies sein mochte.

Sich einen Platz in dem leeren Bus suchend, streckte er sich in einem Viererabteil aus und blickte aus dem Fenster, ehe er einschlief und nach einem kurzen und völlig schwarzen Traum an einem Friedhof ankam. Dort hielt der Bus und Ejder wachte auf, rieb sich die Augen und wusste, dass er trotz seiner Verwunderung aussteigen musste, um den Friedhof, zu dessen Zweck sie hierher gefahren waren, zu besuchen. Erst jetzt merkte er, wie schwer es für ihn war, aufzustehen, und als er an sich herunterblickte, um auszumachen, wo die vielen Schmerzen in seinem Körper entstanden, sah er seine alten Hände und bald darauf seinen alten Körper in der Widerspiegelung des Seitenspiegels des Busses.

»Habe ich schwarze Augen?«, fragte sich Ejder und suchte seine Kleidung nach dem Pointer ab, doch dann fiel ihm ein, dass Thomas ihn hatte, sodass er keine Möglichkeit besaß, diesen Umstand nachzuprüfen, obgleich er sich zusätzlich zum extrem veränderten Alter im Innern völlig ausgewechselt fühlte.

Ejder stieg aus dem Bus aus, da dieser nicht den Anschein machte, weiterzufahren, und da er sich fragte, warum er ausgerechnet an einem Friedhof ausgestiegen war, wollte er es herausfinden und betrat diesen durch die offene Türe. Mit jedem Schritt merkte er sein hohes Alter und obgleich er sich dafür noch recht rüstig vorkam, fand er es makaber, in einem so hohen Alter einen Friedhof zu besuchen, der bald seine letzte Heimatstätte werden könnte. Langsam, Schritt für Schritt ging er voran, suchte nach Hinweisen, was ihn an diesen Ort geführt hatte, und bekam es erst mit der Angst um sein eigenes Leben zu tun, als er direkt auf ein frisch ausgehobenes Grab zuing, auf dessen bereits aufgestellten Grabstein sein Name prangte. Sich unsicher umblickend, kämpfte er zahnlos gegen seine innere Stimme, die ihm riet, sich in das Loch zu legen, da dies das logische Ende einer langen Kette an Ereignissen sei, doch bevor er sich dazu entschloss, der inneren Stimme nachzugeben, suchte er mit seinem Blick die Umgebung ab und erkannte, dass die Grabsteine um ihn herum den zu Füßen liegenden nicht preisgaben – außer einer, der ihm weismachte, dass dort sein Freund Thomas lag. Ejder erschrak nicht, dafür war er zu alt, und spürte zudem keine Furcht, sondern vielmehr eine tiefe Ruhe, ehe er sich bereit machte, mit ungelinkten Bewegungen in das ausgehobene Loch zu steigen und sich dort niederzulegen. Mit dem letzten Blick gen Himmel sah er, wie sich an diesem die Wolken zusammenzogen, und kaum hatte er seine Augen geschlossen, schüttete es, als gäbe es keinen Morgen, weil der Himmel alle Schleusen geöffnet hatte.

Thomas wachte in fast vollständiger Dunkelheit auf; nur das Licht einer entfernten Laterne leuchtete ein wenig den oberen linken Teil des Erdloches aus. Erst jetzt bemerkte er, dass er in einer knöcheltiefen Pfütze lag und seine ganze Kleidung, aber auch sein Körper durch und durch nass waren. Doch ohne darauf einzugehen, stand er aus dem Liegen auf, suchte mit seinen Händen und Armen die um das Loch liegende Oberfläche und wuchtete sich mit einem Satz in die lauwarne Nacht – nicht nur körperlich fühlte er sich wieder zu einem Jugendlichen verwandelt. Die Laterne

bot gerade genug Licht, dass er neben sich ein weiteres ausgehobenes Grab entdecken konnte, das bei seinem Niederlegen noch nicht existiert hatte, und aus dieser Erkenntnis heraus beugte er sich über den Grabstein, und da nur sehr wenig Licht herüberschien, brauchten seine Augen einige Momente, ehe er den Namen seines Freundes Ejder entziffern konnte. Mit einem kurzen Blick suchte er seinen Freund in dem Grabesloch; er erkannte zwar, dass dort unten eine Person lag, aber er sah nicht genau, ob es sein Freund war oder nicht, doch er nahm es stark an. Nun suchte er die weitere Umgebung ab und fand neben Ejders Grab einen kleinen Hügel mit ausgehobener Erde, in dem ein Spaten steckte, den er herauszog und mit diesem langsam begann, das Grab, in dem sein Freund Ejder lag, mit Erde aufzufüllen.

Es brauchte mehr als eine Viertelstunde, ehe Thomas die ausgehobene Erde vollständig in das Grab zurückgeschaufelt hatte und ein kleiner Hügel entstanden war, auf den er jetzt mit dem Spaten klopfte, damit sich eine feste Oberfläche bildete, die andeuten sollte, dass dort jetzt ein Toter lag. Mit seiner Arbeit zufrieden legte er den Spaten zur Seite und suchte nach etwas, was ihm einen Gedanken geben konnte, was als Nächstes zu tun war, doch in dieser Dunkelheit wollte ihm nichts auffallen. So drehte er sich im Kreis und versuchte sich zu erinnern, wo der Weg vom Friedhof weg war, aber just als er sich erinnerte, sah er im Augenwinkel, wie sich die wenigen Lichtstrahlen der Laterne in etwas Metallischem spiegelten, und als er sich in diese Richtung umdrehte, sah er, wie Patrick vor ihm stand und den Spaten schwingend in seiner Hand hielt. Zuerst wollte Thomas schreien, doch ihm blieb der Schrei ob seiner wahrscheinlichen Sinnlosigkeit im Halse stecken, und ehe er sich fragen konnte, warum ausgerechnet Patrick in diesem Moment auf diesem Friedhof auftauchte, hatte ihm dieser einen mit dem Spaten verpasst, sodass Thomas bewusstlos und ausgeknockt auf den Boden fiel und in der Folgezeit das gleiche Schicksal mit Ejder teilte.

Patrick indessen verließ, nachdem er mit seiner Arbeit zufrieden war, den Friedhof, stieg in den wartenden Bus ein und ließ sich von diesem Ort wegfahren – wohin, das wusste Patrick selber nicht, aber er stellte sich diese Frage auch nicht.

Die Zeit verliert im Tod die einzige Bedeutung, die sie hat: ihren ordnenden Charakter, denn die Ordnung im Leben endet mit demselben, da nichts mehr davon übrig bleibt; daher ist es bedeutungslos, wie lange Thomas und Ejder in ihren Gräbern verschüttet lagen, doch als Thomas an einem helllichten Tage aufwachte, lag er nicht, wie man denken könnte, unter einer dicken Schicht frischer Erde, sondern auf dem Boden eines Platzes, dessen Pflastersteine von den Sonnenstrahlen derart erwärmt worden waren, dass es angenehm war, an diesem Ort zu liegen.

Langsam öffnete Thomas seine Augen und brauchte einige Augenblicke, bis diese sich an das einfallende Licht gewöhnt hatten; mit einem Schirm, den er mit seiner Hand über den Augen bildete, suchte er die Umgebung ab und erkannte, dass er auf einem Platz lag, der rund war und begrenzt wurde von einem Gebäude, das keine Fenster und keine Türen besaß – bis auf eine.

Mühselig drückte Thomas seinen Körper nach oben und musste warten, bis sein Blutkreislauf wieder vollständig erwacht war; weitere Minuten brauchte er, ehe er sicher stehen konnte und nicht drohte, mit jedem Schritt umzufallen. Er suchte seinen Körper ab und fand diesen in demselben Zustand wie in der Nacht auf dem Friedhof, als er Ejders Grab zugeschaufelt hatte – in diesem Moment überkam ihn eine Panik, denn erst jetzt wurde ihm bewusst, dass er seinen Freund vergraben hatte, während er selbst von seinem anderen Freund begraben worden war. Die Besinnung verlierend, musste er sich auf den Boden niederknien und begann zu weinen; es dauerte, bis er den Mut zurückfand, trotz aller Ereignisse voranzuschreiten, der einen einzigen Türe zu, die offensichtlich den Ausgang von diesem Platz bedeutete, von dem er nicht wusste, wo er lag und wie er selbst dorthin gekommen war. Viele Fragen stürzten auf ihn ein, doch eine ganz besonders, denn Thomas merkte bald, dass er keinen Schatten warf, und als er versuchte, die Sonne als Quelle seines Schattens am Himmel zu suchen, musste er feststellen, dass der gesamte Himmel eine einzige Sonne war – oder aber keine.

Wo war er? Diese Frage würde sich vielleicht hinter der Türe beantworten lassen, und als er sich ihr näherte, durchfuhren ihn Schrecken und Erinnerungen, denn diese Türe hatte er bereits zuvor einmal gesehen: in einem seiner Träume, auf die er seinem Freund Ejder am nächsten Morgen berichtete, dass die Antwort vier sei, nur die Frage ihm unbekannt sei. Jetzt kannte er die Frage und die Antwort; indem er unterhalb des übermanns großen Tores stand und zu dem Schlussstein der Rundung um das Tor blickte, sah er die eingravierte, schwärzlich-dunkel hinterlegte Vier inmitten des Steines prangen, fand er auch wieder den Mut zurück, der ihn die letzten Tage beseelt hatte – und zudem die Hoffnung, dass, wenn er lebte, es vielleicht auch Ejder trotz des Vergrabens auf dem Friedhof gut ging. Nach einer Möglichkeit suchend, die Türe zu öffnen, entschloss er sich nach vergeblicher Suche, einfach anzuklopfen, und nach jedem seiner drei Klopfer tönte es in einem tiefen, weitläufigen Bass durch die Luft, als hätte er mit einem großen Hammer gegen die massive Türe aus altem Holz geschlagen.

Es dauerte ganze zwei Minuten, ehe sich die Türe öffnete; in der Zwischenzeit hatte Thomas nach alternativen Möglichkeiten gesucht, da es den Anschein machte, dass er durch diese Pforte nicht vorankam. Doch als sie sich knarrend öffnete, gab sie Zentimeter um Zentimeter den dahinterliegenden Raum preis und Thomas war mehr als erstaunt, dass dieser nicht riesig war, sondern ein langer Schlauch an Wänden, von denen keine Tür oder kein Fenster abging. Auch kein weiterer Quergang ging davon ab; eine endlos lange Strecke erwartete ihn, und indem er seinen gesamten Mut zusammennahm, noch einmal tief Luft holte und ruhig ausatmete, trat er mit einem beherzten Schritt durch das Tor in den dahinterliegenden Raum und spürte sogleich den Temperaturunterschied, der ihn, zusätzlich zu seiner nervösen Spannung, frösteln ließ.

Die Wände des langen Ganges waren in einem sanft-gelben Farbton gehalten, der Fußboden bestand aus erdfarbenen Platten und von der Decke strahlte die gleiche omnipräsente Lichtquelle, die auch draußen den Platz erleuchtet hatte – nur deutlich schwächer, sodass Thomas das Gefühl hatte, er würde einen Flur in einem Bürogebäude entlanggehen, nur dass dieser Gang keine Abzweigungen oder Türen hatte. Er war wie eine Röhre, die nur eine Richtung zuließ; und Thomas nahm es auf sich und ging so lange, bis er glaubte, etwas Unregelmäßiges am Ende erkennen zu können, doch es dauerte noch eine geraume Zeit, ehe er diesen Punkt erreichte, der tatsächlich wie eine Abzweigung aussah. Thomas Herz begann schneller zu klopfen und er fragte sich, was ihn dort wohl erwarten würde, doch obgleich er dem Ziel immer näher kam, sah er nicht mehr in dem größer werdenden Ausschnitt, außer dass dort auf der Stirnseite eine Wand war, die einen Quergang nach rechts und links begrenzte.

»Soll ich da vorne nach links oder rechts gehen?«, fragte sich Thomas, doch er wollte sich noch nicht entscheiden, bis er nicht wusste, ob er dort etwas Neues entdecken würde; aber seine Hoffnung wurde enttäuscht; an Ort und Stelle fand er nichts außer zwei Gänge, die sich scheinbar wiederum bis ins Unendliche ausdehnten, ohne dass einer von beiden Thomas mehr überzeugt hätte. Er nahm den rechten, ohne zu wissen, warum er das tat, ging wiederum eine geraume Weile geradeaus und musste erneut feststellen, dass sich weder das Aussehen noch die Dimension des Ganges von dem vorherigen unterschied. Als er dann auf eine weitere Gabelung traf, die ebenfalls nach rechts und links zwei Gänge abzweigen ließ, die zu dem Gang, aus dem er kam, keinen Unterschied aufwiesen, blieb er für einen Moment auf der Kreuzung stehen, lehnte sich gegen eine der Wände, rutschte langsam an ihr herunter und landete auf seinem Hosenboden, ließ die Beine angewinkelt, blickte in alle drei Richtungen und legte seinen Kopf auf die Knie.

»Es hat den Anschein, als befände ich mich in einem Labyrinth«, sagte sich Thomas und blickte erneut in alle drei Richtungen, ob sich nach dieser Erkenntnis irgendetwas verändert hatte, doch das hatte es nicht.

»Wie kann es mir gelingen, dass ich mich hier zurechtfinde und nicht irgendwann verlaufe?«, fragte er sich, und anstatt die bekannten Strategien zu verfolgen, kam ihm keine geeignete Idee außer immer weiter zu laufen, bis er an ein Ziel gelangte, das ihm helfen würde, dieses System der Gänge zu verstehen. Mit dem Vorsatz, sich immer nur auf sein Bauchgefühl zu verlassen, wenn er an eine Kreuzung kam, stand er auf und ging den linken Gang entlang, folgte diesem bis zur nächsten Kreuzung, nahm da den rechten, lief diesen bis zum Ende, nahm dort den linken, beim nächsten wiederum den linken, dann zweimal den rechten und wechselte in der Folgezeit viermal die Richtung. Als er auch an dessen Endpunkt angelangt war, setzte er sich erneut auf den Boden und fragte sich, wie lange dieses Spiel wohl noch dauern würde, doch auch dafür hatte er weder einen Anhaltspunkt noch einen zündenden Gedanken seinerseits.

»Vielleicht sollte ich versuchen, durch eine dieser Wände zu gelangen«, sagte sich Thomas und versuchte, mit Gewalt eine dieser Wände zu durchbrechen, doch die Stabilität derselben ließ ihn von diesem Plan schnell abweichen. Auch der Versuch, irgendwo einen Ansatzpunkt für eine großflächige Demolierung zu finden, ließ ihn verzweifeln – die Bauart der Gänge schien in sich perfekt und ohne Angriffsfläche, zudem schien von der Decke immer und überall dieselbe Lichtquelle, ohne eine einzelne von diesen vielen ausmachen zu können – wenn es nicht am Ende nur eine einzige war, die überall existierte.

Als die Verzweiflung in Thomas greifbar zu werden schien, hatte er den Gedanken, dass er weitergehen müsste, denn hier zu sitzen brachte nichts; aber er wollte sein Denksystem auf die Probe stellen, indem er nicht rechts oder links ging, sondern zurück, um an der nächsten Kreuzung den anderen Weg zu wählen, den er nicht gewählt hatte. So stand er auf, machte sich auf den Weg zurück und bog bei der letzten Kreuzung erst in die falsche Richtung – aus der er gekommen war – ab, aber dann merkte er, dass er rechts mit links vertauschen musste, da eine Orientierung ohne feste, wegweisende Punkte nicht möglich war, und ging in die für ihn richtige Richtung. Und kaum hatte er diesen Weg eingeschlagen, sah er, wie sich plötzlich das Ende des Ganges zu verändern schien; dort am Ende wartete keine helle Wand mit zwei Abbiegemöglichkeiten auf ihn, sondern ein in dunkleren Farben gehaltener Raum, in dem das Licht nicht so gleißend hell war wie im Flur, sondern gedämpfter, mit dem sich die Augen wohler fühlen. Dort, am Ende des Ganges und auch am Labyrinth, wartete Ejder auf Thomas, und als dieser seinen Freund lebendig und wohlauf sah, freute und schämte er sich zugleich, sodass er vor Ejder stehen blieb, diesem in die Augen blickte und darauf wartete, dass dieser reagierte.

»Ich hatte wieder diesen Traum«, sagte Ejder und schien sich nicht auf die zurückliegenden Ereignisse zu beziehen.

»Indem wir auf einem Hügel stehen und auf die weite Ebene hinabblicken?«

»Ja, den.«

»Glaubst du, dass dieses Bild der Schlüssel zum Ganzen ist?«, fragte Thomas.

»Ich bin mir nicht sicher, aber das Bild, das wir an der Decke hinter dem Wellenmuster gesehen haben, war das gleiche, das ich dieses Mal auch gesehen habe.«

»Was machen wir eigentlich hier?«, fragte Thomas und wich mit seiner Frage der Thematik um das Bild, das beide vor einigen Nächten gemeinsam gesehen hatten, aus.

»Wir warten auf den Aufzug!«, sagte Ejder und erst jetzt merkte Thomas, dass sich in diesem Raum nichts anderes als ein Aufzug befand.

»Die einzigen Sachen«, fuhr Ejder fort, »die diesen Raum von den Gängen unterscheiden, sind einmal das gedämpfte Licht, die Bank, auf der ich sitze, und der Fahrstuhl, auf den ich bereits eine geraume Zeit warte.«

»Gibt es keinen Knopf, mit dem man den Fahrstuhl rufen kann?«

»Ich habe keinen gefunden«, antwortete Ejder.

Indem sich Thomas umdrehte, um selbst nach dem Fahrstuhl und dem fehlenden Knopf zu suchen, bemerkte er, dass Ejder sich nicht über die Maßen gefreut hatte, als er Thomas wieder sah.

»Sieh«, sagte Thomas, drehte sich um und versuchte, Ejder in die Augen zu blicken, »ich wusste nicht, was ich tat, als ich...«

»Die Sache ist vorbei, Thomas«, sagte Ejder und wusste genau, auf was Thomas hinauswollte, »aber es wird seine Zeit brauchen, bis ich dir wieder als meinen Freund vertrauen kann.«

»Ich verstehe mich selbst nicht...«

»Das kann ich mir durchaus vorstellen, und daher hoffe ich, dass du dich irgendwann selbst verstehst, damit du mir begreiflich machen kannst, was uns beide voneinander getrennt hat.«

»Ja«, hauchte Thomas in Richtung Ejder und sah schuldbewusst weg.

»Nun sollten wir uns aber daran machen«, meinte Ejder und stand von seiner Sitzbank auf, »das Rätsel um den Fahrstuhl zu lösen, denn ich kann mir nicht vorstellen, dass wir nach der ganzen Zeit, in der wir dem Rätsel auf der Spur sind, an diesem Punkt aufgeben sollten.«

»Weißt du eigentlich«, sagte Thomas, als Ejder sich daran machte, den Fahrstuhl erneut zu untersuchen, »dass auch ich lebendig begraben wurde?«

»Nein, von wem?«, fragte Ejder und konnte sich die Antwort bereits denken. »Sag nichts, von Patrick?«

»Ja.«

»Warte!«

»Was ist denn?«

»Ich muss noch etwas wissen«, sagte Ejder und stand unmittelbar vor Thomas, sodass sich beide genau in die Augen blicken konnten.

»Du willst wissen, ob du schwarze Augen hast?«

»Ja. Aber würdest du es mir auch sagen, wenn ich welche hätte?«

»Ich weiß es nicht, Ejder. Wirklich nicht. Ich meine, wenn du wirklich welche hättest, welche Wahl hätte ich denn...«

»Ich weiß. Aber den Pointer hast du noch?«

»Ja, den habe ich noch einstecken.«

»Dann ist ja gut. Ich habe ihn gesucht und musste dann feststellen, dass du ihn bei dir hast.«

»Wolltest du, als wir aus dem Haus geflohen sind, mit dem Ganzen aufhören?«, fragte Thomas und hatte scheinbar einen wunden Punkt bei Ejder berührt, da dieser merklich zusammenzuckte.

»Ich denke schon, ja«, sagte Ejder nach einigen Augenblicken, in denen er nach einer Antwort zu suchen schien – auch für sich selbst.

»Das kann ich nachvollziehen, denn auch mich erschreckt das Ganze hier – mit dem Gebäude...«

»Wie war das überhaupt mit dem Gebäude?«, fiel ihm Ejder in den Satz, »denn ich bin mit einem Bus zum Friedhof gebracht worden.«

Während Thomas versuchte, so viele Einzelheiten wie möglich nach der Trennung der beiden Freunde zu rekonstruieren, hörte Ejder aufmerksam zu und machte sich seine Gedanken, wie das Gebäude und die anderen Vorfälle in das Gesamtbild passten.

»Irgendwie ist das Ganze merkwürdig«, sagte Ejder, aber es schien, dass er das mehr in den Raum und zu sich selbst als zu Thomas gesagt hätte.

»Das kannst du laut sagen.«

»Nein, ich meine, das Verschwinden und Auftauchen des Gebäudes ist seltsam. Außerdem, dass wir vergraben werden und dennoch unversehrt sind.«

»Wie meinst du das?«

»Sieh, Thomas, irgendwie war es doch vorher eher so, dass wir zwar Phänomenen ausgesetzt waren oder sie beobachtet haben, aber es war nie so, dass wir den Riss zwischen Wirklichkeit und Parallelwelt bemerkt hätten.«

»Ich verstehe gar nichts!«, gab Thomas zu.

»Ich bin von fester Überzeugung, dass das zwei verschiedene Zeiten sind, zwischen denen wir uns bewegen.«

»Du meinst eine Art Parallelzeit, die gleichzeitig existiert und zwischen der wir reisen; einmal dort, wenn wir ein Phänomen sehen, und einmal in der richtigen Welt, wenn wir kein Phänomen sehen?«

»Ja, und mit steigendem Anteil waren wir in der letzten Zeit mehr in der Parallelwelt als in der richtigen!«

»Das würde bedeuten, dass die Menschen vielleicht gar keine schwarzen Augen haben und alles normal abläuft?«, fragte Thomas und war von dieser Erklärung Ejder nur noch mehr als vorher verwirrt.

»Wenn das wahr sein sollte, könnte es durchaus möglich sein«, antwortete Ejder, »aber was mich vielmehr interessiert, ist, dass beide Welten eine Verbindung haben müssen, die momentan aktiv ist, was bedeutet, dass wir uns in dieser Welt bewegen, aber gleichzeitig auch in der richtigen, was bedeutet, wenn wir diese Welt hier verändern möchten, müssen wir die reale Welt verändern.«

Noch bevor Thomas auf dieses Wirrwarr an Gedanken antworten konnte, ging Ejder mit Entschlossenheit auf den Fahrstuhl zu, suchte den Schlitz zwischen den Türen und zog wie ein wilder Stier an den Türen, doch sie bewegten sich keinen Millimeter.

»Vielleicht hat meine Theorie doch noch kleinere Mängel«, kommentierte Ejder seinen Fehlschlag, trat einen Schritt zurück und suchte die Fahrstuhltüre nach weiteren Hinweisen ab, die einen Bezug zur realen Welt möglich machten.

»Ich will ja nichts gegen deine Theorie sagen, die mir nicht ganz einleuchtet, was aber daran liegen mag, dass ich mich für solche Sachen früher nicht interessiert habe, aber wäre es dann nicht eher so, dass wir zuerst in der realen Welt etwas verändern müssten, um in dieser hier etwas verändert vorzufinden?«

Jetzt war es an Ejder, erstaunt zu wirken, denn er spürte, dass Thomas mit seiner einfachen Denkweise das Recht auf Richtigkeit eher auf seiner Seite beanspruchen konnte.

»Wenn es so wäre«, sagte Ejder, »was womöglich mehr Sinn macht als meine Idee, dann bedeutet es aber auch, dass wir unsere Probleme in dieser Welt lösen müssen, denn ich glaube nicht, dass wir wieder auf den Friedhof zurückkehren werden, um...«

»Um?«

»Ich habe keine Ahnung, denn ich kann mich an keine Fahrstühle auf dem Friedhof erinnern.«

»Vielleicht der Fahrstuhl in den Himmel«, witzelte Thomas und musste seit langem das erste Mal wieder grinsen.

»Oder direkt in die Hölle«, witzelte auch Ejder und beide Freunde schauten sich gegenseitig an und mussten so stark loslachen, als wäre ein bis an die Oberkante angestauter Stausee geborsten.

Es dauerte eine Weile, bis sich die beiden wieder einbekamen, und zu ihrer Überraschung war es der Signalton des Fahrstuhls, der beide wieder in die momentane Situation zurückholte. Plötzlich und ohne Vorwarnung öffnete sich die Türe des Fahrstuhls und gab einen normal aussehenden Innenraum von normaler Größe preis. Beide schauten hinein und sahen, dass dieser sich in keiner Weise von einem normalen Fahrstuhl von früher unterschied. Selbst die Sicherungseigenschaft, dass die Türe nicht selbsttätig schließt, wenn einer in der Türe steht, funktionierte.

»Wollen wir es riskieren?«, fragte Ejder und zeigte eine ungewohnte Unentschlossenheit.

»Siehst du eine andere Möglichkeit, hinter das ganze Rätsel zu kommen?«, fragte Thomas zurück.

»Nein.«

»Dann sollten wir es riskieren«, sagte Thomas und trat mit einem mutigen Schritt in den Fahrstuhl; Ejder folgte alsbald und der Fahrstuhl schloss die Türen.

»Jetzt sind wir eingesperrt«, meinte Thomas, während Ejder begann, die eingebaute Auswahl an Knöpfen zu untersuchen.

»Merkwürdig«, raunte Ejder.

»Was denn?«

»Auf diesen Knöpfen steht nichts außer irgendwelchen Zahlen, die wahrscheinlich zu irgendwelchen Stockwerken gehören.«

»Also ist es wie immer«, wunderte sich Thomas.

»Das ist es ja – es ist wie immer. Wenn man nicht wüsste, was wir alles durchgemacht haben, dann könnte man meinen, dass wir in einem Fahrstuhl stecken, der uns zu irgendeinem Ort in irgendeinem Bürogebäude bringt.«

»Was sollen wir jetzt machen?«, fragte Thomas, »denn nichts machen halte ich auch nicht für richtig.«

»Das sehe ich auch so, aber ich will auch keinen Fehler machen!«

»Dann würde ich behaupten, dass wir auf keinen Fall nach unten fahren sollten«, schlug Thomas vor, »denn wenn der Fahrstuhl wirklich in den Himmel oder in die Hölle führt, dann will ich lieber hoch in den Himmel!«

»Aber in welches Stockwerk?«

»Natürlich ins letzte.«

»Warum glaubst du, dass es eine gute Idee ist, nach ganz oben zu fahren?«

»Weil die großen Bosse immer in der letzten Etage sitzen«, erwiderte Thomas.

»Weil die großen Bosse dort immer sitzen«, wiederholte Ejder und drückte, ohne sich zu vergewissern, auf den Knopf, der die zweithöchste Zahl auswies.

»Was machst du da?«

»Ich denke mir: Wenn das ein normaler Fahrstuhl in einem normalen Gebäude wäre und wir wollten in das oberste Stockwerk, dann könnten wir bedenkenlos in das vorletzte fahren und die wenigen Treppen nach oben laufen.«

»Das klingt einleuchtend«, sagte Thomas, »aber wenn sich die wenigen Treppenstufen als eine so lange Strecke erweisen wie das Labyrinth...«

»Dann haben wir immer noch die Möglichkeit, mit dem Fahrstuhl nach oben zu fahren.«

»Wenn wir den Fahrstuhl noch einmal zu uns bestellt bekommen«, wandte Thomas ein.

»Wir werden sehen, wie es wird«, sagte Ejder, und scheinbar brauchte der Fahrstuhl eine Weile, um in die Gänge zu kommen, denn erst mit einer größeren Verzögerung setzte sich dieser in Bewegung – dann aber mit einer gehörigen Geschwindigkeit, die es Ejder und Thomas schwierig machte, stehen zu bleiben, sodass beide der Schwerkraft nachgaben und sich auf den Boden setzten.

Die Fahrt dauerte mehrere Minuten und Ejder machte sich Sorgen, wohin sie der Fahrstuhl bringen würde, denn wenn er Zeit und Geschwindigkeit in eine Formel brachte, dann kamen Höhendimensionen zustande, die weit über die der höchsten Berge der Welt lagen.

Als sie sich ihrem Ziel zu nähern schienen, verlangsamte der Fahrstuhl die Geschwindigkeit und den beiden Jungs gelang es, sich wieder aufzurichten; es vergingen noch einige Minuten, ehe der Fahrstuhl anhielt. Die Spannung stieg in Ejder und Thomas bis ins Unermessliche, denn sie konnten sich kaum vorstellen, was sie jetzt zu sehen bekommen sollten, doch so lange der Fahrstuhl gebraucht hatte, bis er von der Stelle losfuhr, so lange brauchte er auch in diesem

Augenblick, bis er die Türe öffnete. Doch dann geschah es und mit dem ersten Blick aus dem engen Raum des Fahrstuhls sahen die beiden nichts, denn ein gleißendes Licht brach durch den Schlitz und blendete die beiden; zugleich drang eine erhöhte Hitze in den kleinen Raum, der sogleich seine angenehme Kühle verlor. Erst langsam vermochten die beiden, sich an die hereindringenden Bedingungen zu gewöhnen, und als Ejder merkte, dass es vielleicht sein könnte, dass sich der Fahrstuhl irgendwann schloss, trat er einen Schritt nach vorne in die Türe und spürte sogleich, wo er gelandet war: in einem wüstenähnlichen Gebiet.

»Ich weiß, was wir gleich sehen werden«, sagte Ejder und trat zur Seite, sodass auch Thomas aus dem Fahrstuhl in die Wüste treten konnte.

Sie waren in einer Senke im Nichts einer Wüstenlandschaft angekommen, die aber klimatisch dem der Erdwüsten nahekam, denn Thomas und Ejder konnten zwar schwer, aber durchaus normal atmen und sich bewegen. Als sie versuchten, sich ein Bild von der umliegenden Landschaft zu machen, sahen sie nichts Lebendiges, nur Sand, Steine – und den Fahrstuhl, der inmitten der Senke stand.

Die beiden waren so auf die Erfassung der Umgebung konzentriert, dass sie bis ins Mark erschrakten, als die Fahrstuhltüren zugingen und die beiden nun in dieser Welt angekommen waren.

»Ich glaube nicht, dass wir an diesem Ort jemals Treppenstufen finden werden«, sagte Thomas ohne jedwede Kritik in seiner Stimme.

»Das glaube ich auch nicht. Nichtsdestotrotz habe ich das Gefühl, dass wir genau am richtigen Ort ausgestiegen sind.«

»Weil du das Bild vor Augen hast?«

»Ja. Das war die gleiche Landschaft.«

»Nur eine weit ausgestreckte Ebene«, hielt Thomas dagegen.

»Aber wir standen auf einem Hügel und blickten hinab«, sagte Ejder und blickte sich zu Thomas um. »Was meinst du, was wir sehen werden, wenn wir uns auf den Hügel begeben?«

»Wenn ich mir etwas wünschen würde, dann, dass wir nichts dergleichen sehen.«

Anstatt auf diese Aussage zu antworten, setzte sich Ejder in Bewegung, näherte sich der Steigung aus der Senke heraus, nahm die ersten Schritte kraftvoll und musste mit jedem weiteren Schritt mehr und mehr kämpfen, zugleich das Gleichgewicht zu halten, aber auch voranzukommen. Auf allen Vieren krabbelnd kämpfte er sich nach oben – Thomas war direkt hinter ihm. So kamen sie Schritt für Schritt an die Sichtkuppe heran; schweißüberströmt von der großen Temperatur klebten Schweiß, Sand und die Kleidung an ihnen und die Wärme drückte auf die Lunge, die wie das Herz Schwerstarbeit verrichten musste.

Ejder erreichte als Erster den Sichthorizont und zuckte sofort zurück, sodass etwas von dem Sand Richtung Thomas abrieselte und ihm direkt ins Gesicht fiel.

»Was soll das?«, fragte Thomas ärgerlich, doch Ejder reagierte nicht darauf, sondern hatte sich flach auf den Sandboden gelegt.

Nun wusste auch Thomas Bescheid, ohne dass er über die Kuppe schauen brauchte. Dennoch gab er sich einen Ruck, zog seitlich an Ejder vorbei und kämpfte sich nach oben, bis er zuerst die weite, unter dem Hügel liegende Ebene sah, dann immer mehr, bis er schlussendlich kniend auf dem Hügel sitzen konnte. Gebannt von dem Anblick auf die Ebene merkte er nicht, wie sich Ejder neben ihm ebenfalls kniend setzte, und beide starrten in die sehr weitläufige Ebene hinunter, die wirkte, als hätte sich die Armee des Qin Shi Huang Di um alle Menschen dieser Erde vergrößert. Die Ebene war eine exakte Kopie des Bildes, das sie beide in den Wellen gesehen hatten; selbst die Entfernung und der Blickwinkel waren die gleichen, was insbesondere Ejder frösteln ließ. Thomas hingegen war völlig verstört; in seiner Gedankenlosigkeit stand er auf und begann, den Weg bergab zu suchen, und ehe Ejder bemerkte, was sein Freund vorhatte, war dieser bereits auf dem Abstieg. Alles Rufen hatte keinen Sinn, sodass Ejder sich entschloss, seinem Freund hinterherzueilen; er sprang auf die Füße und versuchte einen kontrollierten Abstieg, was gar nicht so einfach war. Am Fuße des Hügels, keine zwanzig Schritte von den ersten Menschen in der Ebene, holte Ejder Thomas ein.

»Warte!«, rief Ejder ihm zu.

»Siehst du die Menschen hier, Ejder?«, fragte Thomas wie in Trance und hörte nicht auf das auffordernde Rufen seines Freundes.

»Bleib stehen!«, mahnte Ejder und hielt seinen Freund an der Schulter, der sich den in der Ebene stehenden Menschen bis auf zehn Schritte genähert hatte.

»Sieh sie dir an, sie sehen so lebendig aus!«

»Deshalb müssen wir uns vorher überlegen, was das Richtige ist.«

»Ich möchte sie berühren!«, sagte Thomas, ohne auf die warnenden Worte Ejders einzugehen.

Thomas wollte sich von dem Haltegriff Ejders losmachen, doch dieser hielt mit seiner ganzen Kraft dagegen, sodass Thomas immer mehr Kraft aufwendete und schließlich sauer und wie ein wilder Stier wurde, versuchte, sich in alle Richtungen zu bewegen, um sich des Haltegriffs zu entledigen, und so geschah es, dass Thomas ein zweites Mal gegen Ejder Gewalt anwendete und dieser ihn loslassen musste. Ejder fiel aufgrund des verlorenen Gleichgewichts auf den Boden und musste mit ansehen, wie sich Thomas Schritt für Schritt den Menschen in der Ebene, die wie Wachsfiguren wirkten, näherte. In diesem Moment wusste Ejder, dass er seinen Freund nicht hätte aufhalten können, niemals.

Thomas indessen war an die Menschen herantreten, die alle in dieselbe Richtung blickten und wie eine Armee pflichtbewusster und absolut korrekter Soldaten aufgestellt schien; als er in die Gesichter der Menschen blickte, musste er zucken, denn es waren keine Fremden, sondern allesamt

Menschen, die er kannte: zuerst Freunde und Schulkameraden, dann seine Verwandten, und als er zu seiner Mutter und seinem Vater kam, standen ihm bereits die Tränen in den Augen. Ohne zu wissen, was er tat, sondern einfach seinen Gefühlen folgend, nahm er seine Hand und wollte sie der Mutter auf die Wange legen, um die Erinnerung an sie mit einem wirklichen Gefühl zu verbinden, doch kaum, dass er sie angefasst hatte, zerfiel diese ganze Menschenfigur zu Staub und verteilte sich über den Boden. Geschockt von dem Ereignis taumelte Thomas zurück und stieß gegen eine weitere Figur, die ebenfalls zu Staub wurde. Nun schoss eine verletzte Wildheit in seinen Körper und mit einem grimmigen Zorn wallte er durch die Menschenmenge und zerstaubte mehrere hundert Menschen, ehe Ejder neben ihm war, ihn packte und zu Boden warf.

»Nein, nein, nein!«, stammelte und schrie Thomas zugleich.

»Es ist gut!«, versuchte ihn Ejder zu beruhigen.

»Was ist nur mit den Menschen geschehen?«

»Ich habe keine Ahnung, aber es kann nicht richtig sein, dass du alle Figuren zerstörst!«

»Hast du gesehen, wen ich gesehen habe? Hier, an diesem Ort?«

»Deine Familie?«

»Woher weißt du...«

»Ich habe auch meine gesehen, sie steht direkt neben deiner. Das ist kein Zufall, Thomas, sondern Absicht, denn warum sollten unter so vielen Menschen gerade unsere beiden Familien, Freunde und Bekannten direkt dort stehen, wo wir in diese seltsame Ebene kommen?«

Dieser Gedanke schien bei Thomas angekommen zu sein, denn er beendete seinen Widerstand und drehte Ejder seinen Kopf zu.

»Wenn du richtig liegst, dann habe ich meine Mutter nicht zerstört?«

»Ich weiß nicht einmal, ob dieses ganze Figurenkabinett echt ist«, entgegnete Ejder, »aber vielleicht erkennen wir etwas, das uns hilft, dem Rätsel auf die Spur zu kommen. Immerhin schauen alle in die gleiche Richtung, vielleicht sollten wir dorthin mal gehen.«

»Einverstanden«, sagte Thomas, und beiden gelang es, ohne erneut wild zu werden, aufzustehen, sich den Staub des Bodens abzuklopfen und aus der Menge erneut an den Rand zu treten.

»Wir müssen einfach nur an das Ende dieser Menschenmasse gelangen, dann wissen wir, wohin sie blicken.«

Die beiden suchten mit ihrem Blick das Ende der aufgereihten Menschenmasse, doch niemand vermochte so weit zu blicken; vor allem die über dem Boden wabernde Hitze machte einen weiten Blick unmöglich. Schweigend machten sie sich gemeinsam auf den Weg, gingen an unzähligen und unendlich wirkenden Reihen an Menschen vorbei und es dauerte eine geraume Zeit, ehe ihnen ein vermeintliches Ziel vor die Augen trat – eine leichte Hügelkette direkt voraus, genau in Blickrichtung der Menschenmasse.

»Dort könnte die Lösung des Rätsels sein!«, sagte Ejder und wies auf den Hügel, den nun auch der in Gedanken versunkene Thomas erkannte.

Beide erhöhten die Geschwindigkeit trotz ihrer Müdigkeit und brauchten dennoch eine weitere geraume Zeit, ehe sie dem Hügel so nahe waren, dass sie Einzelheiten erkennen konnten: Oben auf dem Gipfelkamm war etwas, das wie ein Bauwerk aussah, aber eher ein provisorischer Verschlag als ein gemauertes Gebäude. Ohne viel zu reden, gingen die beiden direkt auf dieses Bauwerk zu, ließen die letzte Reihe Menschen hinter sich, die nun auch nicht mehr nur geradeaus, sondern auch nach oben – eben zu jenem Gebäude – blickten, und nahmen den Aufstieg mit der Hoffnung, dass dieser ganze Spuk irgendwann einmal vorbei sei. Je näher sie dem vermeintlichen Ziel kamen, desto mehr erkannten sie Einzelheiten – der Verschlag war wirklich nicht mehr als eine Bretterkombination, die einem kleinen Bereich auf dem Hügel Schatten spenden sollte, doch in diesem Verschlag befand sich nichts. Thomas' und Ejders Hoffnungen erlitten damit einen herben Dämpfer und zum ersten Mal seit dem Erkennen, dass auf dem Hügel ein Bauwerk stand, überkam die beiden eine Müdigkeit, die unter normalen Umständen ausgereicht hätte, um mehrere Tage durchzuschlafen.

»Hier ist nichts!«, schrie Thomas mit der letzten, wütenden Kraft, die noch in ihm lag, ehe er unter dem Verschlag zu Boden stürzte und zu weinen begann.

Auch Ejder versagten die Beine, sodass er sich neben Thomas setzte, doch sogleich verwundert zur Seite rollte, da er dort, wo er sich niederlassen wollte, auf etwas Hartes gestoßen war.

»Was?«, fragte Ejder mehr zu sich selbst und begann mit dem Graben.

Kaum dass er damit begonnen hatte, merkte er, was er dort ausgrub – es war ein Grabstein, und je tiefer er diesen ausgrub, desto mehr beschlich ihn die Vermutung, dass er diesen Grabstein schon einmal gesehen hatte.

»Sieh mal«, sagte Ejder und stieß den weinenden Thomas an der Schulter an, »hier ist mein Grabstein vom Friedhof, auf dem du mich vergraben hast.«

»Was?«, fragte Thomas, sichtlich verwirrt und erstaunt zugleich.

»Wenn das mein Grabstein ist und wir uns an demselben Ort wie der Friedhof befinden, müsste dein Grabstein direkt hinter mir liegen«, schlussfolgerte Ejder und begann sofort zu graben, doch Thomas wollte ihn davon abhalten.

»Was ist denn?«, fragte Ejder überrascht.

»Ich will es gar nicht wissen...«

»Was willst du nicht wissen?«

»Du weißt schon«, sagte Thomas und versuchte, seinen Blick auf seinem Freund zu fokussieren, »ich will nicht mehr das Rätsel lösen.«

»Warum denn nicht – wir stehen doch so kurz davor?«

»Weil ich es nicht will – ganz einfach«, schrie Thomas Ejder an.

»Gibt es einen Grund?«

»Reicht es nicht, dass ich nicht will?«

»Nein, das reicht nicht!«, sagte Ejder und wollte seinerseits klarstellen, dass er nur aus einem guten Grund von seinem Unterfangen ablassen wollte. »Und?«

»Weil ich...«, setzte Thomas an und unterbrach sich, um neu anzufangen. »Ich habe nun mal richtig Angst, was passiert, wenn wir herausfinden, dass...« Wiederum versagte ihm die Stimme.

»Also, mir ist egal, ob du das Rätsel lösen willst oder nicht – aber ich will es auf jeden Fall, denn ich weiß nicht, ob dies alles nur ein wilder Traum ist oder die Menschheit wirklich an diesem Ort versammelt und zu Staubfiguren geworden ist.«

Thomas blickte Ejder aus entsetzt-wilden Augen an, und als Ejder seinen Worten Taten folgen ließ und begann, das vermutete Grab auszugraben, stand Thomas auf, wandelte unsicher von einem Bein aufs andere und nahm den Abstieg von dem Hügel, entfernte sich von dem Verschlag – und damit von Ejder, der sich in seiner Vermutung bestätigt sah, als er tatsächlich kurze Zeit später auf einen weiteren Grabstein traf – der derselbe wie Thomas' Grabstein auf dem Friedhof war. Ejder wollte bereits nach Thomas rufen, als ihm ein metallischer Gegenstand auffiel, der in dem Sand neben dem Grabstein steckte, und als er ihn freigelegt hatte, erkannte er, dass es der Schwarzlichtpointer war, den sie damals von dem Inder bekommen hatten. Verwundert nahm Ejder ihn an sich, probierte ihn aus und zu seinem Erstaunen funktionierte dieser trotz der scheinbar langen Lagerung an diesem Ort genauso wie früher. Aber hatte Thomas nicht behauptet, dass er den Pointer bei sich habe? Gab es jetzt vielleicht zwei in dieser Zeit, wenn Thomas wirklich noch einen bei sich hat?

»Das würde viele Fragen beantworten!«, dachte sich Ejder und hatte das Gefühl, dem Großen und Ganzen des Rätsels direkt auf den Fersen zu sein.

In diesem Moment kam die Idee, den noch einwandfrei funktionierenden Pointer an den Staubmenschen auszuprobieren, da diese alle mit aufgerissenen Augen in Richtung des Hügels blickten. Voller Zuversicht, erneut ein wichtiges Puzzleteil herauszufinden, rutschte er den Hügel hinunter, suchte sich einen Mann in der ersten Reihe aus und hielt ihm den Pointer ins rechte Auge – und siehe da, nach wenigen Augenblicken veränderten sich die Augen dieses sonst unveränderlichen Staubmenschen, sodass Ejder ein Schrecken durchfuhr, der ihn zurücktaumeln ließ. Das hatte er auf keinen Fall erwartet.

»Aber das bedeutet ja«, erkannte Ejder, »dass noch Leben in diesen Staubmenschen steckt – was aber nicht sein kann, denn als Thomas seine Mutter... Was ist überhaupt mit Thomas? Thomas!« Ejder suchte mit seinem Blick Thomas, aber er fand ihn nicht, doch konnte er davon ausgehen, dass dieser entweder zu seiner Familie oder aber zum Fahrstuhl gelaufen war, da diese beiden

Punkte die einzigen waren, die einen Bezug zu Thomas hatten. Ejder nahm beide Beine in die Hand, sprintete Thomas hinterher und sah ihn alsbald in weiter Ferne Richtung Fahrstuhl laufen – jedoch so langsam, dass Ejder aufschließen konnte.

»Thomas! Thomas!«, schrie Ejder immer wieder, doch selbst als er nahe genug herangekommen war, dass sein Freund ihn verstehen musste, zeigte dieser keine Reaktion. Thomas war es auch, der den Fahrstuhlschacht als erstes erreichte und gegen die massiven Türen klopfte – zu seiner, aber auch zu Ejders Verwunderung öffneten sich die Türen sogleich und Thomas sprang in den Aufzug; mit einem beherzten Sprint, der die letzten Kräfte aus Ejders Körper abverlangte, erreichte er den Fahrstuhl gerade noch rechtzeitig, ehe die Türen schlossen; indem diese aufgrund des Widerstandes wieder aufgingen, trat er völlig erschöpft in den Innenraum und ließ sich neben Thomas nieder, der sich auf den Boden gesetzt hatte, mit dem Rücken an die Seitenwand.

»Wir müssen hier weg, Ejder«, mahnte Thomas und hielt seinen Blick starr geradeaus auf den Boden des Fahrstuhls gerichtet.

»Ich weiß nicht, Thomas«, wick Ejder aus, heftig nach Luft ringend, »sag mal, hast du den Laserpointer noch?«

Diese Frage war für Ejder eine entscheidende; würde Thomas einen zweiten Laserpointer finden, würde Ejder darauf drängen, in dieser Welt die Lösung des Rätsels zu suchen; sollte Thomas jedoch keinen finden, dann wusste selbst Ejder nicht, was er im Anschluss zu tun gedachte.

Thomas war zunächst verwirrt ob der seltsamen Frage Ejders, die außerhalb des eigentlichen Kontextes stand, doch dann suchte er an seinem gesamten Körper nach dem Laserpointer, von dem er dachte, dass er ihn in seiner Kleidung irgendwo hatte, doch er fand ihn nicht.

»Nein, ich finde ihn nicht mehr«, sagte er zu Ejder, »obwohl ich mir sicher war, dass ich ihn eingesteckt hatte.«

In diesem Moment war Ejder rat- und ideenlos, denn seine Theorie, die er sich zurechtgelegt hatte, um das Gesamtphänomen aufzulösen, war mit dieser Erkenntnis nicht mehr haltbar.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Thomas und suchte zum ersten Mal, seitdem er vom Hügel Richtung Fahrstuhl geflohen war, den Blickkontakt zu Ejder.

»Ich habe ehrlich gesagt keine Ahnung.«

»Vielleicht sollten wir in eine andere Etage fahren, vielleicht ganz nach oben!«, schlug Thomas vor und war sich selbst kaum sicher, ob er das wollte.

»Nein, ich denke, dass es besser ist, wenn wir zum Ausgangspunkt zurückkehren, um uns zuerst Gedanken zu machen, was wir als Nächstes machen. Dieses Erlebnis hier ist...«

Die beiden im Fahrstuhl hatten sich bis zu diesem Zeitpunkt keine Gedanken über ihre Sicherheit gemacht, doch unvermittelt schlugen heftige Stoßwellen gegen die Fahrstuhltüren, als würden menschliche Körper dagegen springen.

»Das sind doch wohl keine der Staubmenschen, oder doch?«, schrie Thomas hysterisch und presste sich schutzsuchend gegen die Rückwand des Fahrstuhls.

»Ich befürchte doch!«, sagte Ejder ebenfalls in Panik, sprang auf, suchte nach einer Möglichkeit, dass sich der Fahrstuhl aus diesem Stockwerk fortbewege, und drückte in seiner Aufgewühltheit viele Knöpfe, ohne sich Gedanken darüber zu machen, auf welcher Etage sie wohl herauskommen würden. Thomas starrte derweil fest geradeaus und war wie versteinert, selbst als die Türe hielt und sich der Fahrstuhl wieder bewegte – nach unten, scheinbar wie im freien Fall. Durch das seltsame Schwerelosigkeitsgefühl im Körper der beiden kamen sie wieder zu Sinnen und sahen sich fragend an.

»Auf welchen Knopf hast du gedrückt?«, fragte Thomas mit einem schuldvollen Unterton in seiner Stimme, den Ejder sofort erkannte.

»Ich habe irgendwelche gedrückt, Hauptsache, wir entkommen der Gefahr.«

»Ob das so klug war...?!«

»Ob es klug war oder nicht – es hätte sicherlich nicht mehr lange gebraucht, ehe die Staubmenschen die Türe geöffnet hätten und dann...«

»Warum haben die sich überhaupt bewegt?«

»Vielleicht weil ich ihnen mit dem Pointer in die Augen geblinzelt habe, um zu sehen, ob sie schwarze Augen haben?«

»Du hast was?«, schrie Thomas beinahe, doch dann erkannte er, dass er bei klarem Verstand wahrscheinlich dasselbe getan hätte. »Entschuldige meinen Wutausbruch, ich bin mir sicher, dass ich das gleiche in deiner Situation getan hätte.«

»Ist schon gut! Wir spüren beide den immensen Druck, der auf uns liegt!«

»Glaubst du, wir fahren jetzt direkt in die Hölle?«, fragte Thomas, und obgleich Ejder die Frage im ersten Moment für einen Scherz hielt, sah er dem schreckhaften Blick seines Freundes an, dass dieser durchaus an diese Möglichkeit dachte.

»Wir sind ja auch nicht in den Himmel gefahren!«

»Aber auch nicht ins letzte Stockwerk.«

»Da hast du auch wieder recht.«

Die beiden schwiegen für einen Moment, saßen auf dem Boden des Fahrstuhls und warteten darauf, dass er in irgendeinem Stockwerk anhält, da nirgends angezeigt wurde, was das Ziel ihrer Reise war.

»Du musst die Staubmenschen damit aus ihrer Starre aktiviert haben«, schlussfolgerte Thomas.

»Ja, seltsam, oder nicht? Fasst man sie an, zerfallen sie zu Staub, leuchtet man ihnen in die Augen, werden sie auf einen wach und laufen scheinbar Amok.«

»Wo wir wohl rauskommen werden?«, fragte sich Thomas erneut und blickte auf die Anzeige, die besagte, dass sie bisher erst zwei Stockwerke tiefer waren.

»Wir können ja beim nächsten Halt aus dem Fahrstuhl rausschauen und wenn es uns nicht gefällt oder wir nicht glauben, dass das eine gute Gelegenheit ist, mehr über dieses seltsame Gebäude zu erfahren, dann...«

»Nein, Ejder«, sagte Thomas mit aller Entschiedenheit, »ich steige nur in dem Stockwerk aus, in dem wir eingestiegen sind, in keinem anderen. Wenn du in diesem Irrenhaus weiter herumlaufen willst, bitte, aber dann ohne mich.«

»Thomas...«

»Nein, Ejder, ich meine es ernst, ich habe genug von diesem Wahnwitz. Soll der Feind meinerwegen gewinnen und mir auch schwarze Augen verpassen – aber ich habe keine Kraft mehr, um gegen ihn anzukämpfen. Ich will nicht mehr! So einfach ist das!«

»Gut«, sagte Ejder, nachdem er einen Moment lang über die Worte seines Freundes nachgedacht und erkannt hatte, dass er unmöglich den Kampf alleine ausfechten konnte – ohne Rückendeckung und einen Freund an seiner Seite. »Ich steige mit dir dort aus, wo wir eingestiegen sind, und dann schauen wir erst einmal, wie es in unserer Welt aussieht.«

»Einverstanden«, sagte Thomas und hielt Ejder die Hand zum Schwur hin, die Ejder nur widerwillig, aber dann tatkräftig schüttelte.

Gemeinsam fuhren sie noch weitere drei Stockwerke in die Tiefe, ehe der Fahrstuhl an Geschwindigkeit verlor und immer mehr zum Stoppen kam.

»Das muss wohl das Stockwerk sein, dessen Taste ich gedrückt habe!«, sagte Ejder und machte sich mit Thomas bereit, falls etwas Unerwartetes geschehen sollte. Doch als der Fahrstuhl anhielt, schlugen keine Körper gegen die Türen – alles schien ruhig zu sein. Die Türen brauchten lange, ehe sie sich automatisch öffneten – bereits der erste kleine Spalt ließ ein völlig anderes Bild der Welt dahinter durchscheinen wie die Wüstenwelt in der vorletzten Etage.

»Sieht doch eindeutig angenehmer aus!«, sagte Ejder und hielt seinen Kopf aus dem Fahrstuhl, als sich die Türen vollständig geöffnet hatten.

»Aber es ist nicht unsere Welt, also fahren wir weiter!«, sagte Thomas resolut und pochte eindeutig auf Ejders Schwur.

»Ich meine ja auch nur«, sagte Ejder, machte aber keine Anstalten, seinen Oberkörper in den Fahrstuhl zurückzuziehen, um weiterfahren zu können.

»Können wir endlich weiterfahren, ehe noch etwas Schreckliches passiert?«, fragte Thomas mit einer gereizten und ungeduldigen Stimme.

»Sieh doch nur, wie schön dieser Platz vor dem Fahrstuhl ist«, sagte Ejder indessen, »alles grünt und liegt in vollkommener Friedlichkeit vor uns. Wie schön wäre es, sich dort niederzulegen, um eine Runde im Schatten einer dieser Bäume zu schlafen...«

Ejder wollte in diesem Moment seinem Wunsch folgen und trat einen Schritt aus dem Fahrstuhl, als er von Thomas gepackt und nach hinten gerissen wurde.

»Nein!«, riefen Thomas und Ejder gleichzeitig, jedoch aus unterschiedlichen Motiven.

Aber ehe sie sich über das Für und Wider eines Aussteigens auf diesem Stockwerk unterhalten konnten, geschah etwas Seltsames: Der Fahrstuhl begann zu wackeln, immer stärker und stärker wurden die Ausschläge, und Ejder und Thomas mussten sich an den Wänden abstützen, um nicht hinzufallen.

»Was geschieht hier?«, rief Thomas fragend in den Raum.

»Ich habe keine Ahnung«, schrie Ejder zurück, »aber es kann nicht gut sein, wenn sich dieser Fahrstuhl so heftig bewegt.«

»Da bin ich mir...«, rief ihm Thomas entgegen, wurde aber von einem mächtigen Knall von oberhalb unterbrochen.

»Wenn ich mich recht entsinne, sollte dies ein Kabel gewesen sein, das den Fahrstuhl hält und nach oben zieht oder nach unten ablässt«, mahnte Ejder.

»Wie viele von diesen Seilen gibt es denn?«

»Keine Ahnung«, antwortete Ejder, »zwei, drei, vier?«

»Wenn es zwei sind, dann hängen wir jetzt nur noch an einem, oder nicht?«

»Ja, dann würden wir...«

Dieses Mal wurde Ejder von einem weiteren Knall oberhalb unterbrochen und das Schaukeln der Kabine wurde immer mehr zu einem Drehen.

»Ich befürchte, dass es vielleicht nur noch ein Kabel ist, an dem wir hängen«, sagte Ejder mit einer dämonisch leisen Stimme. »Wir sollten aussteigen und draußen abwarten, was passiert.«

»Nein!«

»Wenn wir nicht aussteigen, werden wir auf jeden Fall unten ungebremst aufschlagen – und das wird unser Tod sein.«

»Ich will auf keinen Fall aussteigen – nicht hier!«, sagte Thomas ein weiteres Mal entschieden.

»Uns wird keine andere Wahl bleiben – komm jetzt!«

»Nein!«

»Wir können immer noch draußen abwarten – und wenn nichts passiert, dann steigen wir wieder ein und fahren hinab.«

»Wenn wir dann noch leben!«, sagte Thomas trotzig, wollte sich aber nicht bewegen, als ein weiterer Knall oberhalb ertönte und die Kabine plötzlich in eine mächtige Schiefelage geriet.

In diesem Moment war beiden klar, dass die Kabine nur noch an einem Kabel hing, und selbst Thomas machte sich zum Aussteigen bereit, da er die Gefahr nun auch in ihren vollen Zügen erkannt hatte. Die Türe war weiterhin offen, aber sie waren ein wenig abgesackt, sodass sie aus der Kabine hochspringen mussten, was beide taten, als auch das letzte Kabel riss und einen Schockmoment auslöste, ehe sich die Kabine der Schwerkraft hingab und zu fallen begann. Noch waren die beiden Jungs mit einem Teil ihres Körpers im Fahrstuhl und versuchten sich mit aller Kraft, in die offene Türe hochzustemmen, um der Gefahr zu entgehen, dass die niederfallende Kabine sie mit in die Tiefe riss.

In letzter Sekunde rettete sich Ejder und zog gedankenschnell Thomas mit sich, doch dieser hatte beim Nach-oben-Ziehen die Beine ausstrecken müssen, da der Oberschenkel bereits über der Kante lag, während der Unterschenkel und die Füße nun in der freien Luft hingen. Sich zur Seite drehend, gelang es ihm, wenigstens beide Beine und den linken Fuß vor dem niederfallenden Fahrstuhl zu retten, doch der rechte Fuß wurde von dem Stahlkörper gestreift und krachend zerbrach etwas in Thomas' rechten Knöchel; die heftigen Schmerzen, die daraufhin durch seinen Körper wallten, überschritten die Schockgrenze und ließen ihn bewusstlos neben Ejder auf das Grün des Bodens sinken. Ejder lag neben seinem Freund und blickte hinter sich, wo ein Loch im Fahrstuhl klaffte, ehe die äußeren Türen reagierten und sich vor dem Loch schlossen.

Ejder sah nach Thomas, der trotz der offensichtlichen Schmerzen bewusstlos im Gras lag und ruhig atmete, sodass Ejder aufstand, um einige Schritte in die Landschaft zu machen; als er die Baumreihe, die die kleine Lichtung, auf der sie gelandet waren, umgab, hinter sich ließ, musste er feststellen, dass er am Rand eines Abgrundes stand, an dem es mehrere hundert Meter in die Tiefe ging. Überall war die Welt urwüchsig und nirgendwo war der Einfluss von Menschen zu sehen – er stand in der Abgeschlossenheit der unberührten Natur.

»Wo sind wir nur hier gelandet?«, fragte sich Ejder und blickte zu Thomas zurück, der weiterhin bewusstlos im Gras lag, doch sogleich erkannte Ejder, dass der Fahrstuhl fort war – verschwunden, wie die Möglichkeit, ohne großen Aufwand wieder nach Hause zu kommen: So kam es Ejder vor, dass ihre Reise niemals enden würde.